

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 59

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Josef Reding Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
von  
Gerd Puls



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 59

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
in Verbindung mit der LWL-Literaturkommission für  
Westfalen  
von Walter Gödden

Band 59

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1172-3  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Erzählungen I	
Schuhputzstand in Manhattan	7
Jerry in Harlem	12
Nennt mich nicht Nigger	18
Das Urteil des höchsten Richters	23
Aus »Friedland-Chronik der großen Heimkehr«	
Banditen karten um den Kopf	27
Der Mann, der Pater Leppich heißt	32
Stalin und der alte Mann	34
Tagebuchskizzen	
Karatschi, 6. November 1960	37
Mayo-Ouldeme, 15. Februar 1962	38
Santiago de Chile, 5. August 1963	39
Erzählungen II	
Und dazwischen die Emscher	42
Mühsam stirbt der Schnee	47
Kranker Hafen Soledad	51
Früher Schnee in Valepavro	58
Gezüchtigte Stadt	62
Gedichte	
Friede	67
Meine Stadt	68
ruhr entlang	70
wir verlegen kurzerhand ...	71
wertzuwachs	72

geht zu den ställen heute nacht	73
den wind mag ich ...	74
herr brockstiepel und die beine seines sohnes	75
herr brockstiepel ist für gerechtigkeit	76
herr brockstiepel hält sich aus allem heraus	77
ein hallelujah dem asphalt	78
Erzählungen III	
Zungen wie von Feuer	81
Ein Scharfmacher kommt	87
Beinahe bis zum Baggersee	100
Ein dreckiger Fluss	108
Kein Wein mit Schaum für Agostino	111
Ich bete an die Macht der Linie	118
An der Stalltür	122
Der Befund	124
Wer betet für Juda?s	128
Es riecht nach Nacht	135
Nachwort	143
Text- und Bildnachweise	161

## Erzählungen I

### Schuhputzstand in Manhattan

»Wie alt?«

»Siebzehn.«

»Sehen älter aus.«

Natürlich sehe ich älter aus, dachte der Junge. Männer wie der Vernehmungsoffizier da hinter dem Tisch trugen in meinem Alter sicher noch Schillerkragen.

Er sah an sich herunter: die verdreckten Stiefel. Die ölverschmierte Überfallhose. Die Feldbluse, von der man ihm die paar Auszeichnungen heruntergerissen hatte. »Souvenirs«. Der Junge grinste, er wusste, dass sein Gesicht mit diesem blöden Grinsen jetzt einem Dreißigjährigen gehören konnte. Mit dem Dreck, dem Grinsen und dem Hunger und der Streifschussnarbe über dem rechten Backenknochen.

»Heißen?«

»Hanno Larsen.«

»Klingt nordisch«, lächelte der Vernehmungsleutnant.

»Ist nordisch.« – Der Leutnant lächelte nicht mehr.

»Ihre Einheit?«

»Sechzehnte Panzer!« sagte der Junge.

»Und Sie bleiben dabei, Soldbuch, Wehrpass, Erkennungsmarke verloren zu haben?«

»Alles«, sagte der Junge.

»Linken Arm hoch!« Und jetzt wurde die Stimme des Offiziers in der olivfarbenen Uniform ganz leise. Sie stand im Raum der Baracke wie ein Schlängenzischeln. »Bitte – den – linken Arm – hoch, mein Herr«, sagte er noch einmal.

Der Junge hob den Arm. »Hawkins!« rief der Offizier.

Hawkins, have a look at it!«

Sergeant Hawkins kam. Er hielt eine Zigarette zwischen dem Daumen und dem kleinen Finger. Intelligentes Gesicht, dachte der Junge. Doch dieser Eindruck wurde ausge-

löscht, als der Sergeant zu sprechen begann. »Come on, guy!« sagte Hawkins nur, aber Speichel ran ihm dabei aus dem Mund. Und das wiederholte sich immer, sobald Hawkins sprach. Ekelhaft, dachte der Junge.

Der Sergeant zog Larsen an der linken Seite die Feldbluse aus und streifte den grauen Hemdsärmel bis zur Schulter zurück. Der Junge verzog das Gesicht, als der Hemdstoff sich von dem verkrusteten Eiter der Wunde unter der Achselhöhle losriss.

»Aha«, lächelte der Vernehmungsoffizier. »Was ist das?«

»Handgranatensplitter«, sagte der Junge.

»Ach nee«, sagte der Offizier in jenem Deutsch, wie es nur jemand sprechen konnte, der in Deutschland geboren war.

»Ach nee. Und dieser dubiose Handgranatensplitter hat ausgerechnet die Stelle getroffen, an der früher mal ein A oder ein B oder eine Null eintätowiert war?«

»Handgranatensplitter«, sagte der Junge wieder, »nichts weiter.« Und er dachte: friss die Lüge oder krepier daran. Ihr stellt mich nicht an die Wand. Ihr nicht. Ihr habt sie nicht gesehen, die kleine Rotkreuzschwester, die mir das Blutgruppenzeichen herausbiss. Das Kainszeichen, um dessentwillen man uns jetzt zu Tode hetzt. Was soll ich euch erzählen, wie ich zu dem schwarzen Haufen gekommen bin? – Irreführt, verblendet, jawohl. Und siebzehnjährig. Aber das erkläre diesen Leuten mal, dachte er.

»Handgranatensplitter«, versuchte jetzt auch Hawkins zu sagen unter dünnfädigem Speicheln. »Is that Handgranatensplitter?« fragte er. Dabei berührte das brennende Ende der Zigarette, die der Sergeant hielt, die eiternde Wunde. Der Junge zuckte zusammen. In seinem Nasenflügel bildeten sich zwei Schweißtropfen. Jetzt fängt es an, dachte er. Wie überall, da, wo die Gewinner denen gegenüber sitzen, die verloren haben. Die alles verloren haben.

Nach zwanzig Minuten fiel der Junge aus der Baracke. Es war nicht allzuviel passiert in dieser Zeit. Man öffnete im

Vernehmungsraum nur ein Fenster, weil es etwas unangenehm süßlich roch. Und die Narbe des Jungen über dem Backenknochen war wieder aufgeplatzt. Und er hatte zugegeben, dass »sechzehnte Panzer« falsch war. Man erkennt genau, was falsch ist, dachte er, wenn man nur noch eine Hand sieht, die eine Zigarette ungewöhnlich hält. Sehr ungewöhnlich hält.

Jetzt war er siebenundzwanzig. Und man hatte ihn eingeladen, in dieses Land zu kommen, damit er hier etwas für seinen Beruf »profitiere«. Wahrscheinlich wollte man auch von ihm dabei etwas profitieren, hatte er sich gedacht, als man ihm diesen Wagen gab und so viel Geld in einem Monat, wie er sonst nicht in einem Jahr verdient hatte. Aber daran dachte er jetzt nicht. Er sah nur eins: einen Schuhputzer, der an der Ecke zur 93. Straße saß, dem Speichel auf den Overall tropfte und der die Zigarette zwischen Daumen und kleinem Zeigefinger hielt.

Der Junge setzte sich in den hohen Sessel und Hawkins ließ den Lappen, den er straff an beiden Enden hielt, in langsamer Routine über das Schuhleder gleiten, nachdem er die Zigarette zwischen die nassen Lippen gesteckt hatte. »Nice day!« sagte der Junge. Der Schuhputzer schaute auf und sagte: »Very nice day, Sir!« – Sein Blick glitt vom Gesicht des jungen Mannes auf den gutgeschnittenen Hensdale-Anzug. Wird mir bestimmt dreißig Cent geben, dachte der Schuhputzer. Und der Junge: er erkennt mich nicht wieder. Die Augen des Jungen wichen nicht von dem brennenden Zigarettenende des Schuhputzers, als er Hawkins einige Witze erzählte, die er, Larsen, noch wenige Stunden zuvor im »Esquire« gelesen hatte.

Als er aufstand und dem Schuhputzer einen Halbdollar in die Hand drückte, hatte der seine Einladung zu einem abendlichen Drink im »Shake and Shock« angenommen. Ideen haben diese Leute in Hensdale-Anzügen manchmal, dachte der Schuhputzer.

Schon sechs Bostons hatten Hawkins an diesem Abend betrunken gemacht. »Etwas von diesem Stoff zum Mitnehmen«, sagte der Junge zum Barkeeper. Er steckte die grüne Ginflasche in die Manteltasche. Dann hakte er Hawkins unter und schob ihn in die Straße, die um diese Stunde nichts anderes war, als ein toter Schacht.

Ein Mann, der ihnen pornografische Fotos verkaufen wollte. Eine Toreinfahrt nach achtzig Schritten.

»In New York werden an jedem Morgen sechs Tote in den Straßen gefunden, Hawkins, Bestie Hawkins.« Ein paar Splitter der Flasche klirrten auf das Pflaster. Der Junge lauschte. Nur das dumpfe Brodeln des Stadtkerns. Von weither. Er beobachtete die Hand, die in Gin und Blut lag. Die Hand, die immer noch die Zigarette hielt, zwischen Daumen und kleinem Finger. Langsam fraß sich die Glut weiter. Erst, als es süßlich roch, ging ein junger Mann aus der Toreinfahrt auf die Straße.

Er spürte die Glut an seinen Fingern und drückte die Kippe im Ascher neben dem Starterknopf aus. Allerlei blödsinnige Gedanken für eine Zigarettenlänge, dachte er. Und weiter: aber eigentlich hätten deine Schuhe mal wirklich wieder etwas Hochglanz nötig. – Na, fahr lieber ein paar Blocks weiter. Und als er die Kupplung losließ und das Gaspedal herunterdrückte, gürte er so, dass die Narbe über dem rechten Backenknochen weiß hervortrat.

Der Schuhputzer an der 93. Straße schaute dem Studebaker nach. Dann nahm er mit Daumen und kleinem Finger die Zigarette aus dem nassen Mund. Und er sagte zum kleinen Joshua: »So was hab' ich gern. Vor der Nase parken. Und dann immer diese verdammte Unentschlossenheit von den Leuten!«

Der kleine Schwarze nickte. Er hatte nicht gehört, was Hawkins gesagt hatte. Aber er nickte.



*Porträtfoto, 1960.*

## Jerry in Harlem

Du kannst von der Freiheitsstatue aus mit der Kamera New York ins Bild nehmen. Das New York, das du kennst. Das Lesebuch-New-York: Empire State Building und Radio City Music Hall, Manhattan und den Broadway.

Jetzt schwenke die Kamera nach links. Acht Zentimeter nach links nur. Dann bekommst du Harlem in den Sucher. Harlem ist auch New York. Aber Harlem ist das andere New York. Das New York des Drecks. Das New York der Slums. Das New York der Neger.

Setze eine Teleobjektiv auf deine Kameralinse. Schau hindurch. Du siehst Harlems 135. Straße. Ein paar verrostete Fords stehen herum. Das Füllstroh einer zerborstenen Apfelsinenkiste ist über den Asphalt verstreut. Drüben, einsam, ein Polizist, wie alle Polizisten in Harlem zu Pferde. Zwei Negerfrauen streiten sich, keifen. Ein Shoeshineboy zählt ein paar Kupfermünzen. Ein Betrunkener erbricht sich vor Tressfields Drugstore. Ein Zeitungsblatt, fettig, schaukelt träge aus einem Dachfenster. Am Bordstein sitzen zwei Jungen. Sie singen: »As I walked out in the Streets of Laredo ...!«

Das ist Harlem. Und hier spielt unsere Geschichte. Jerry war vier Jahre alt, als er die Welt sehen wollte. Die Welt war nicht weit weg. Nicht mehr als zweieinhalb Meilen vom Hinterhof der »Select o'matic-Companie«.

Es war abends um acht Uhr, als Jerry sich entschloss, mehr zu sehen als die 135. Straße.

Seine Mutter hatte ihn gerade gerufen. Dann musste Jerry ins Kistenbett gehen. Jerry tat es ungern. Er hatte so wenig Platz darin neben den fünf Geschwistern. Und Horace, der schon groß war, hustete immer grässlich nachts und spuckte dann in die graue Decke. Auch hatte Jerry Nachts Hunger. Am Tage nicht. Dann fand er schon mal einen angefaulten Apfel vor Lesterlys Gemüse-Shop, oder er konnte zur Granny gehen, die immer eine Schüssel voll Popcorn

oder Haferflocken hatte, die den kleinen Magen Jerrys so schön satt machten. Jetzt! – Mummy rief noch einmal. Jerry lief aus dem Hinterhof hinein in das tiefrote Dämmern, das in die 135. Straße hineinkroch. Am Globe-Kino blieb er stehen. Das fließende Bunt der Leuchtreklame. – Aber dann rannte er weiter. Der Welt entgegen. Dahin, wo die großen Häuser in den Himmel griffen.

Doch bevor Jerry die Welt erreicht hatte, lief er in einen Schrei hinein. In einen hohen, spitzen Schrei, dem dumpfe Stimmenwellen folgten: »Go go go go go go ...!« Das hörte Jerry.

Und dann sah er: den Conally, der ihm vor fünf Tagen gezeigt hatte, wie man Mundharmonika spielt. Conally konnte wunderschön spielen, ohne seine Hände dabei zu gebrauchen. Er hielt die Mundharmonika nur zwischen seinen dicken, roten Lippen, und schon kam der Yankee-doodle aus dem kleinen, glitzernden Ding. Conally spielte jetzt nicht Mundharmonika. Conally rannte. Die Lippen, die die Mundharmonika gehalten hatten, waren aufgespalten. Blut rann von dem schwarzen Gesicht über das Soldatenhemd, das Conally behalten durfte, damals, als er mit durchschossener Schulter aus Okinawa wiederkam. Conally fiel hin. Neben dem grünen Buick lag er. Sieben Schritte von Jerry entfernt. Dann schlug der erste Mann aus der Menge der Weißen zu, die immer noch »go go go« schrie. Er schlug Conally mit der Faust auf den Krauskopf und auf den Mund, und wieder und wieder. Und ein anderer schrie: »Du schwarzes Schwein! Halstuch stehlen, was? – Werde dir zeigen! Du – schwarzes – Schwein! Halstuch steh...len!« Und jedes Mal trat der Weiße den Conally.

Und dann lief Jerry weg. Vor seinen Augen tanzte die Faust, die auf Lippen schlug, die den Yankee-doodle so schön spielen konnten. Jerry rannte. Er wollte nicht mehr die Welt sehen. Die Faust war die Welt. Jerry wollte zurück. Nach Harlem. In den Hinterhof von »Select o'matic«.

Als Jerry sechs Jahre alt war, hatte er noch mehr Hunger. Aber manchmal bekam er etwas Besseres als einen Apfel oder einen Mund voll Haferflocken. Jerry war jetzt in der Busterbande. »Du darfst alles tun, wenn es einem Weißen schadet.« Das war ein Spruch, den Grandpa Buster, der ein Holzbein hatte, seiner Harlemer Jugendhorde einprägte. Und die Busterboys lebten danach. War das etwa kein Schaden, als sie den Lastwagen mit den Schmalzfleischkonserven in der Randolph-Street ausräumten? Oder die Sache mit Crisbuck. Jawohl, dem dicken Crisbuck vom Crisbuck-Zirkus. Crisbuck war – natürlich ganz zufällig – über einen dünnen Draht gestolpert, und die Busterboys hatten ihm aufgeholfen. Dass Crisbuck später die Brieftasche vermisste, war seine Sache.

Gewiss: Jerry war erst sechs Jahre alt. Aber das war schon sehr alt, wenn man als Vierjähriger gesehen hat, wie der Conally zusammengeschlagen wurde. Und Jerry war nicht einmal der Jüngste in der Busterbande. Das war Jeffboy. Der war viereinhalb und hatte nicht mal eine Mummy, die ihn abends rief. Jerry und Jeffboy waren die Vorposten der Busterbande. Sie waren klein. Ihr Vorteil. Sie standen Schmiere oder bettelten eine Lady um ein paar Cents an, während die anderen ihre Handtasche stahlen.

Dann kam der Abend, an dem alles schiefging. Die Busterboys wollten McFadden um einige Dollars erleichtern. McFadden war der Weiße, der einen Zeitungskiosk am Ostrand Harlems hatte.

Der Plan war klar. Jerry sollte ein paar Zeitungen von McFaddens Stand nehmen, weglaufen und die Zeitungen nach fünfzig Schritten fallenlassen. McFadden würde aus seinem Kiosk herauskommen und die Zeitungen zurückholen. Diese dreißig Sekunden waren reichlich Zeit für die Busterboys, mit der kleinen Blechkasse McFaddens zu verschwinden. Holzbein-Buster machte noch den Vor-

schlag, die Zeitungsbude anzustecken. Das aber wollten die Busterboys nicht. Gibt zuviel Auflauf, meinten sie.

Als Jerry fünf Exemplare der »New York Times« vom Stapel herunternahm, wusste er schon, dass es nicht klappen würde mit der McFadden-Geschichte. Aber er legte die Zeitungen nicht wieder hin. Und dann ließ er die Zeitungen fallen. Nicht, weil er schon fünfzig Schritte gelaufen war, sondern weil sich vor ihm ein Pferd aufbäumte und eine Hand ihn ins Genick fasste, hochhob und auf das Pferd setzte.

Jerry machte seine Augen wieder auf. Er schaute in das Gesicht eines Polizisten. Dann blickte er zurück zum Kiosk. Aber dort rührte sich nichts. Die Busterboys waren verschwunden, und McFadden hatte nicht einmal gesehen, dass Jerry die Zeitungen weggenommen hatte. Keiner hatte es gesehen. Doch. Einer. Der Policeman hier. Der weiße Polizist. Ja, Polizist Nr. 284 hatte es gesehen. Aber Polizist Nr. 284 war keine dreistellige Zahl. Polizist Nr. 284 hieß Peter Brownsing, hatte eine Frau und vier Kinder und spielte gern mit der elektrischen Eisenbahn seines Fünfjährigen. Und Policeman Peter Brownsing kannte sich aus im Gesicht und in der Seele eines kleinen Jungen, auch wenn dessen Haut schwarz war und seine kleinen Hände zitterten.

»Ich heiße Peter Brownsing«, sagte der Policeman. »Heißt du auch so?«

»Nein, ich heiße Jerry«, sagte der Kleine, und er dachte: Was soll das? Warum verhaust du mich nicht?

»Jerry Brownsing?« lachte der Policeman.

»Nein, Jerry – ich – ich weiß nicht!«

»Also Jerry Ich-weiß-nicht, wie ist's mit 'nem kleinen Abendbrot? Magst du ein Schinkensandwich?«

Jerry hatte Hunger. Großen Hunger. Aber – der Policeman war ein Weißer.

»Nein«, sagte Jerry.

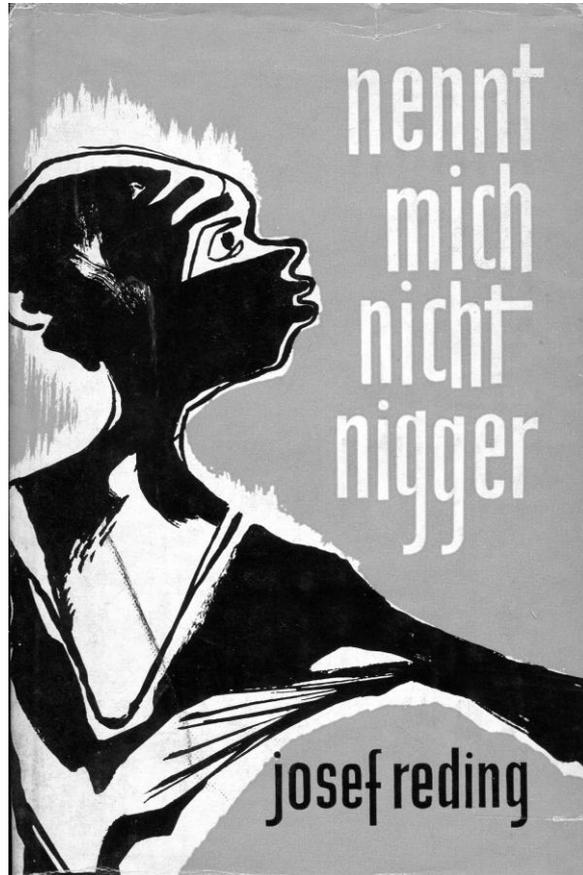
»Gut«, sagte der Polizist. »Aber ich!«

Und er lachte und packte das Sandwich aus, das seine Frau ihm vor jedem Dienstantritt in die Tasche zu stecken pflegte. Er brach es halb durch und biss herzhaft in die eine Hälfte hinein. »Eigentlich schade!« kaute Brownsing. »Eigentlich schade um die andere Hälfte. Versuch mal. Hier!« Diese von Browning fein ausgeklügelte Versuchung war zu groß. Jerry griff zu und biss hinein in das Sandwich und kaute. Genau wie Peter Brownsing. Und während sein kleiner Magen sich langsam füllte, sah das abendliche Harlem mit einem Male ganz anders aus. Auch war das Gesicht des Polizisten nicht mehr so fremd. Nein, es war nahe und gut. Was Jerry und Peter Browning sich erzählten? Niemand außer den beiden weiß es. Aber Jerry hat nach einer Viertelstunde fünf Exemplare der »New York Times« auf einen Zeitungsstapel zurückgelegt.

Jerry ist immer noch sechs heute. Denn die Geschichte mit Brownsing passierte vor drei Wochen. Jerry verdient heute vier Dollar pro Tag. Bei McFadden, für den er Zeitungen austrägt.

Und Jerry sieht kaum noch jemanden aus der Busterbande. Dafür aber um so öfter einen freundlichen Mann, der Peter Brownsing heißt.

Doch natürlich hätte die Sache auch anders ausgehen können. Was wäre zum Beispiel passiert, wenn Jerry statt an Peter Brownsing an Policeman 283 geraten wäre, an Gordon F. Brackleg?



*Buchcover, 1957.*

## Nennt mich nicht Nigger

Bethlehem Long kannte den »Jack-and-Jill«-Keller in Harlem. Er wusste: dort kamen die Weißen hin, die den Nigger kennenlernen wollten. Den Nigger, wie sie ihn sich vorstellten. Wenn Bethlehem Long zu »Jack-and-Jill« ging, hasste er beide Rassen. Vorerst die Weißen, die da in gut gebügelten Flanellhosen, in Nylonhemden und mit selbstgefälligem Lächeln den Kabarett Darbietungen der black boys zuschauten. Und dann seine eigenen schwarzen Brüder, weil sie für einen Dollar sich hinbockten und die Zehen hinter die Ohren legten. Weil sie für einen Dollar ein Whiskyglas auf ihrem Schädel zerschlagen ließen und breit dazu lachten. Weil sie für einen Dollar die Spirituals für die Weißen verjazzten. Und weil die schwarzen Mädchen sich für einen Dollar verkauften.

Bethlehem Long aber hasste am meisten Luigi Pronco, den schmutzigen Italiener, den Eigentümer von »Jack-and-Jill«. Pronco erfand immer immer »neue Einlagen«, wie er es nannte, um den weißen Besuchern, die zumeist aus fremden Ländern in die Stadt kamen, reiche Augenweiden zu bieten. Oh, Luigi Pronco war geschäftstüchtig. Und nicht etwa, dass die Neger bei ihm nicht auch ihr Teilchen abbekamen! Er traktierte sie mit scharfen Mixturen und gab ihnen manchmal ein Vierteldollar-Stück ab, wenn die Besucher besonders viel Beifall spendeten und seine Kneipe »wärmstens empfehlen« wollten. Und diese Spenden waren Grund genug für viele Harlemer, sich am Abend in Procos Kneipe zu begeben.

Bethlehem Long ging auch in Proncos Taverne. Nicht, um auch einen Mix aus den Drinkresten zu bekommen, die die Weißen übrig gelassen hatten. Nein, Bethlehem Long war Maler. Sein großes Ziel war: einmal das Gesicht der weißen Rasse auf die Leinwand zu bekommen. In einem winzigen, lüsternen, lächelnden verzerrten, geilen selbstsicheren Ge-

sicht die Visagen aller Weißen zusammenzufassen. Viereinhalb Skizzenblöcke hatte Bethlehem Long bereits verzeichnet. Die rasch hingeworfenen Striche hatten sich nie zu dem zusammengefügt, was ihm vorschwebte. Er hatte schon manchmal daran gedacht, Details zu nehmen; von einem Kerl das Kinn, von dem anderen die Augen. Aber dieses Vorhaben hatte er bald verworfen. Es musste dieses *eine* Gesicht geben, das für alle gültig war. Bethlehem Long nahm auch an diesem Abend den Skizzenblock unter den Arm und ging zu Luigi Proncos Kneipe. Als er die Klapptür zum Keller aufstieß, brandeten ihm bereits Kreischen und Grölen entgegen. Offenbar hatte Proncos Gehirn wieder etwas Delikates ausgebrütet, um die Attraktivität seines Lokals zu beweisen. Pronco sah mit flinken Augen sofort den Neuankömmling und winkte ihn ärgerlich in die Ecke. Er wusste, dass Bethlehem nichts Gescheites verzehrte: eine Limonade vielleicht den ganzen Abend, eine Tasse Kaffee, sonst nichts. Und den ganzen Abend da hocken und starren, zeichnen und starren, zeichnen und starren. Solche Gäste mochte Pronco nicht.

Bethlehem Long setzte sich.

»Zur nächsten Show!« rief Pronco. »Hier die Utensilien: ein Hamburger Grill, und sonst nichts! Wer von den Herrschaften setzt eine Flasche Whisky als Preis aus?«

»Wozu?« fragte es wiehernd zurück.

»Zum Röst-Step! Ich setze die große elektrische Bratpfanne unter Strom. Wer von den schwarzen Burschen es am längsten darauf aushält, bekommt die Whisky-Bottle!«

»Großartige Idee! Hier!«

In Proncos Hand fielen einige Geldscheine. Der Stecker des Grills glitt in seinen Kontakt. Und da waren auch schon die Teilnehmer: drei Neger und eine Negerin sprangen auf den Rost, angelockt durch den köstlichen Preis: Eine ganze Flasche Whisky!

Bethlehem Long sah alles. Er hatte den Kohlestift angesetzt, aber er konnte nicht zeichnen, jetzt nicht. Schnell hatte

sich der Rost erwärmt, schnell kroch die Hitze durch das Metall und zwang die barfüßigen Neger, von einem Bein aufs andere zu springen, und wieder und noch einmal, und schneller und schneller. Das Treten wurde zum Stampfen, das Stampfen zu einem rasenden, urgewaltigen Step, den die Hölle erfunden haben musste. Da fiel einer der Neger vom Rost, wortlos. Er schlug hin. Raffte sich auf. Tanzte auf einem Bein und hielt sich mit den Händen die versengte Fußsohle.

»Storch!« brüllte einer der Zuschauer. »Storch im Salat! Hoho! Schwarzer Storch!«

Die zwei Neger auf dem Rost und die Negerin tanzten weiter. Die Augäpfel leuchteten weiß. Schweiß stand dickperlig auf den Stirnen. Die tanzende junge Negerin hob im rasenden Wirbel der Beine die Kleider, riss sich jetzt den roten Pullover über den Kopf, in dem sie zu ersticken glaubte. Und weiter tanzte sie auf dem heißen Rost, den Kopf in den Nacken geworfen, weiter zitterte der Körper wie unter einem ungeheuren Stromstoß.

Bethlehem Longs Hand zitterte auch. Er hatte sein Gesicht gefunden. Einen feisten Menschen mit Zigarre, der auf die Beine der Negerin starrte und auf den Hals, auf die Brust und in das schmerzverzerrte Gesicht. Bethlehem Long zeichnete – und warf dann Skizzenblock und Kohlestift in die Fratze des Weißen hinein. Er hielt es nicht aus, dieses Glotzen, dieses Starren auf seine Schwester Joan. Mit einem Satz sprang Bethlehem Long auf den Rost, fegte seine Schwester hinunter mit einem Schlag seiner Hand und tanzte selbst, tanzte und schrie in die Menge hinein: »Weiße Teufel! Weiße Teufel! Weiße Whiskeyteufel! Großes weißes Gesicht! Whiskygesicht!« Und er streckte der Perlenreihe der weißen Gesichter in toller Wut seine Zunge heraus.

Bethlehem Long erhielt prasselnden Beifall. Die Weißen sprangen auf und umarmten verzückt den Besitzer Luigi Pronco, der zuerst erschrocken war über das Gebaren des

schäbigen Kunden. Dann grölte Pronco mit. Längst waren die anderen beiden Neger von der Röstplatte herunter gefallen. Ohnmächtig der eine, wimmernd der andere. Nur Bethlehem Long tanzte noch, Schaum vor dem Mund. Doch in all dem Wirbel und Rasen behielt er das Gesicht seines Modells im Auge: *sein* Gesicht! Jetzt schrie das Gesicht: «Da capo! Maestro! Nicht aufhören, Nigger!» Bethlehem Long sprang vom Rost herunter auf das Gesicht zu. Seine Hände zuckten auf, wollten sich um den Hals legen, aus dem dieses Gesicht emporwuchs. Dann aber ekelte ihm vor diesem schweißigen, weißen Hals, und Bethlehem Long stammelte nur: »Nennt mich nicht Nigger, Sir! Nur nicht Nigger, bitte!«

»Okay«, knauschte der Weiße. »Du sollst heißen: tanzender Zungenrausstrecker! Pronco, die Whiskypulle her für den tanzenden Zungenrausstrecker!«

Die Flasche wurde sofort durch die Kette der Hände an Bethlehem Long herangebracht. Das weiße Gesicht sagte wieder: »Nimm und sauf, hast dir's gut verdient, schwarze Seele. Hast 'ne feine Gesichtsmaske, wenn du da oben herumhopst. Der Anblick ist mir 'ne Pulle wert. Trink!«

Bethlehem Long schluckte am Flaschenhals. Die Erregung und der irrsinnige Tanz auf dem Höllenrost hatten ihn ausgebrannt. Bethlehem Long trank gehorsam. Er dachte nichts mehr.

Das Lokal lachte.

Luigi Pronco lachte.

Auf die Fetzen des Skizzenblocks zu Bethlehem Longs Füßen träufelte Whisky.

Das Lokal lachte.



*Bei Dreharbeiten in Kamerun, 1962.*

## Das Urteil des höchsten Richters

»... verurteile ich den Farbigen Achil Brunskey zum Tode durch den elektrischen Stuhl!«

Richter de Cloche sagte das Urteil. Leise und leirig. Kaum hob er die dünnen Lippen von einander. Und doch stachen seine Worte bis in den letzten Winkel des sonnendurchfluteten Gerichtssaales, in jedes Ohr. Und die vielen Neger hinter der Zuschauerbarriere zuckten zusammen. Das war das fünfte Todesurteil, das der junge Richter de Cloche in diesem Monat über Farbige verhängt hatte. Und noch nie wurde ein Weißer hart verurteilt in seiner dreijährigen Amtszeit. Man wusste, dass de Cloche selbst unter seinen Amtskollegen Niggerhenker genannt wurde, und man raunte, dass Richter de Cloche dem Ku-Klux-Klan angehöre.

Eines aber war gewiss: Richter de Cloche hasste die Neger, hasste sie mit jenem schneidenden Haß, wie ihn nur ein Südstaatler hegen konnte. Und die Gesetze gaben einem wenigen und klugen Mann wie dem Richter de Cloche genug Handhaben zu unanfechtbaren Todesurteilen. Aber warum immer der elektrische Stuhl? Warum immer diese stahlkalte Ausgeburt unmenschlichen Hirns?

Warum, Henker de Cloche?

Und viele der schwarzglänzenden Gesichter wandten sich ab mit jenem Zug verzweifelter Ergebenheit, mit denen ihre Urgroßeltern noch die schweren Lederpeitschen ertragen hatten. Doch einige große schwarze Hände ballten sich, und in dunkle Augen sprang ein gefährliches Glimmen. Richter de Cloche sah es nicht.

Hässlich sieht der Mond heute aus. So, als ob er voller Eiter wäre. Auch das Abendrot sah mir schon ... Der Gedanke zerbröckelte. Gegen Nase und Mund de Cloches presste sich ein feuchter Schwamm, jagte Kälte und Traum durch sein Bewusstsein.

Richter de Cloche erwachte aus seinem Chloroformrausch. Jäh richtete er sich auf. Das war der Gerichtssaal, sein Gerichtssaal, und das hier ... die Anklagebank. Und da drüben, die maskierten Gesichter hinter den Kerzen? Was wollten die von ihm?

Gangster, Plebs! Dachte de Cloche. Aber dann hörte er eine anklagende Stimme aus dem Reigen der bewegungslosen Gestalten. Eine Stimme, die in einwandfreier juristischer Form ihn, de Cloche, Punkt für Punkt des mehrfachen Mordes anklagte, des Mordes an schwarzen Menschen. Der junge Richter de Cloche hatte sich vorgenommen, Haltung zu bewahren. Aber er zitterte, als er das Urteil hörte: »... ist der Richter de Cloche zwölfmal schuldig des Todes durch den elektrischen Stuhl!«

De Cloche wollte erst lachen über diesen Mummenschanz, der sich wohl bald als harmloser Bubenstreich entpuppen würde. Er wollte protestieren, schreien. Aber er konnte nicht. »Die Exekution wird sofort vollstreckt, hörte er noch. Dann packten ihn schwarze Fäuste, die aus den weiten Ärmeln einer roten Robe kamen. Ein Tuch wand sich um den Kopf des Richters, verdeckte die Augen. Man führte de Cloche über Fliesen und Treppen, durch Gänge und Straßen.

Jetzt knirschten Schlösser, quietschten Türen. Richter de Cloche wurde in einen Saal geführt. Er wusste: der Exekutionssaal. Da drückte man ihn auch schon nieder auf den großen, harten Stuhl. Kalt presste sich ein Helm an die hämmernden Schläfen. Kabel schlangen sich eng um Beine und Arme. Irgendwo knackten Kontakte. Ein paar Schritte. Stille. Richter de Cloche wartete auf den tödlichen Strom. Jetzt musste er durch seinen Körper rasen – jetzt! Die Muskeln und Nerven des Richters verkrampften sich. Er wartete. Eine Sekunde. Zwei. Verflucht, warum schalteten die gottverdammten Nigger nicht ein!? – «Einschalten! Einschalten!» schrie de Cloche. Aber seine Worte tanzten nur irr durch die Exekutionshalle und höhnten ihn mit dem

Echo. Die Kleidung de Cloches war voll kalter Schweißnässe. Speichel rann dem Richter aus dem Mund, und die wahnsinnige Angst vor dem Jetzt presste immer wieder den Schrei »Einschalten!« durch den zuckenden Körper. »Warum quält ihr mich so, ihr Hunde. Schaltet ein! Einschalten! Bitte, schaltet doch ein!«

Als am anderen Morgen die ersten Händler die große Markthalle am Hafen betraten, bot sich ihnen ein erschütterndes Bild. In einem zerschlissenen Lehnstuhl saß ein weißhaariger Greis. Auf seinem Kopf hatte er einen zerbeulten Kochtopf. Beine und Arme waren umwickelt mit alten Hosenträgerfetzen und Bettfederspiralen. Von Zeit zu Zeit zuckte die Menschenruine auf und röchelte heiser: »Einschalten!«

Dieses Krächzen brach auch noch aus dem Greis heraus, als Arzt und Wärter ihn aus der Halle herausführten und in den weiß-roten Transportwagen der Nervenklinik schoben.



*Buchcover, 1956.*

## Friedland – Chronik der großen Heimkehr

### IV

#### Banditen karten um den Kopf

Es ist die achte Stunde im zwölfstündigen Arbeitstag des Plennij Borin. Vor dem Deutschen beugen sich die Schultern einer Russin auf und ab. In einem langsamen, aber genauen Rhythmus. Mit einer breiten Schaufel schiebt sie die Kohle hinter sich, die Borin in die Lore karrt. Vor Ort rattert ein Abbauhammer. Die Schulter eines weiteren Plennijs stemmt sich gegen den Griff des Arbeitsgeräts. Der Mann am Hammer heißt Lewerenz.

Der Oberkörper der Russin ist entblößt. Nur das graue Gemisch aus Schweiß und Kohlenstaub hat sich in großen Placken auf der Haut abgesetzt.

Niemand empfindet im Schacht von Workuta, dass die Russin halbnackt vor der Kohle kniet. Die Plennijs im Schacht sind ohne Geschlecht. Normales Empfinden ist entweder völlig verkümmert oder ins Maßlose übersteigert. So ist der Hunger zu einer Gier geworden, in der jeder Kubikzentimeter Körper mit Sehne und Muskel schreit.

Die Russin dreht sich herum.

»Pause!« sagt sie und lächelt unter der Schmutzmaske ihres Gesichts. Sie hat das deutsche Wort gelernt unter vielen anderen, so wie die Plennijs Russisch lernen. Die Russin spricht sogar bergmännische Fachausdrücke. Sie sagt »Kumpel« und »Glück auf!« und »Gezähe« und »Hunde«.

»Fuffzehn!« sagt die russische Studentin, die Alja Katajew heißt. Sie stößt Lewerenz an. Von dem weiß sie diese Worte. Lewerenz war Bergmann in Datteln, bevor er Soldat wurde und bevor er ein Geistesgestörter wurde. Lass, Alja! Soll!«

»Komm, Freundchen Bruno, Brot!«

»Ah, Brot! Brot!«

Lewerenz wirft sich herum und reißt der Frau die Kruste aus der Hand.

»Iss langsam,« warnt Borin. »Nachher krümmst du dich wieder!«

Lewerenz macht eine Fratze, wie immer in den letzten Monaten, wenn er böse ist. Er fasst sich an die Nase und zieht sie nach links. Dazu streckt er die Zunge heraus.

Auch daran sind Alja Katajew und Borin gewöhnt. So wie Lewerenz seine lichten Momente hat, so hat er auch diese Anfälle von Idiotie.

Mal ist er ein Tier, mal ein Mensch, ein großer Mensch, denkt Borin. Klare Schizophrenie. Hatten wir im zweiten Semester. Damals mussten wir in die Nervenklinik, um das zu studieren. Heute brauche ich mich nur umzusehen, wo ich geh und steh.

Die Russin streichelt Lewerenz über das Gesicht. Es soll sich glätten. Und wirklich hört das Zucken auf.

»Gesicht wieder gutt!« sagt Alja.

»Du hast es wieder gut gemacht,« nickt Borin.

»Ja, Alja macht vieles wieder gut«, setzt nun Lewerenz hinzu. Er ist wieder klar. Er kaut langsamer und reißt schon vorher das Brot in kleine Fetzen, damit die wenigen Zähne, die ihm geblieben sind bei den Verhören, nicht so lange zu kauen brauchen.

»Aber Bruno hat guttes Gesicht«, sagt die Russin.

»Das hat er«, bestätigt Borin.

»Verbrechergesicht«, sagt Alja ruhig und streicht sich mit einem dunkelroten Tuch den Schmutz von den Beinen.

»Alle verurteilt, alle Verbrecher!«

»Ihr seid keine! Aber ich bin einer!« sagt Lewerenz leise.

Borin sagt nichts. Lewerenz ist wirklich ein Verbrecher. Borin selbst hat es ihm ins Gesicht geschrien, als Lewerenz auf der Straße nach Kiwoi Roc die Maschinenpistole in einen Haufen Zivilisten hineinbelfern ließ. In kalter Wut. Die Gruppe hatte vorher einen alten Stabsgefreiten auf zwei Sandsäcken gefunden. Einen toten Stabsgefreiten, dem die

Kehle durchgeschnitten war und dem Blut durch die Hose sickerte.

Alle hatten rasend geschossen, als aus dem Wäldchen die russischen Soldaten kamen, die die Hände hochhielten. Borin, Lewerenz, alle. Diese Schändung eines Kameraden ließ keinen anderen Gedanken aufkommen als den der Vergeltung. Als die russischen Soldaten nur noch dunkle Punkte im Schnee waren, ebte der rote Rausch zurück. Nur Lewerenz schoss noch. Auf die Leichen im Schnee. Und als er der Gruppe der Greise, Frauen und Kinder ansichtig wurde, steckte er einfach einen neuen Rahmen Munition in die Maschinenpistole und ließ eben diese Greise, Frauen und Kinder in den Schnee sinken. Vier Männer über achtzig, acht Frauen, fünf Kinder.

»Verbrecher!« hatte Borin damals an der Straße nach Kiwoi Roc gerufen. Er sah das Kind, das Blut erbrach in den Schnee hinein, bevor es still war, und er schlug Lewerenz den Lauf der Maschinenpistole herunter und ihm die Faust ins Gesicht. »Du bist kein Soldat mehr, sondern ein schweinischer Verbrecher!«

Wegen Lewerenz und der anderen, die gleich ihm waren, gingen die Überlebenden der Einheit ins Straflager. Deswegen muss ich hier Kohle aus der Erde kratzen, denkt Borin. Deswegen kaue ich manchmal nachts an einem Lederriemen, um den Speichelfluss anzureizen, damit er meinen Magenwänden eine Illusion verschafft. Deswegen hat man mir mit dem Gewehrkolben zwei Rippen gebrochen und mir den Arm ausgerenkt. Deswegen weiß ich nichts von meiner Frau und dem Kind. Deswegen werde ich hier sterben.

Borin sagt nicht laut, was er denkt. Weil er genau weiß, dass es anders ist. Denn der Gedanke in seinem Hirn ist alt. Seit tausend Jahren muss er schon darin herumkreisen. Der Gedanke, dem anderen die Schuld zu geben. Fing das Verbrechen nicht schon da an, als wir die Überläufer aus dem Wäldchen erschossen? Wie kam ich damals eigentlich

dazu, dem Lewerenz das Wort Verbrecher ins Gesicht zu schreien? In mich selbst hätte ich es hineinbrüllen müssen, bis ich daran erstickt wäre!

Jetzt bin ich wieder beim mea culpa, denkt Borin und lächelt ein wenig verächtlich. Bei jeder Schicht dasselbe. Anklage, Rechtfertigung, Schuldbekennnis.

Wenn man hier doch bloß an etwas anderes denken könnte! Zwingen muss man sich dazu, wirklich zwingen. Oh, das kann man!

Borin hält das letzte Klümpchen Brot zwischen den Zähnen und lässt es zergehen. Wie ein Pfefferminzplättchen. Ja jetzt spürt er deutlich den fad-süßen Geschmack. Nein, erst schmeckt so ein Pfefferminzstückchen scharf. Und dann fade.

Jetzt bin ich richtig dabei, mich zu neuen Gedankenbildern zu zwingen! Denkt Borin und freut sich. Pfefferminz, spinnt er weiter. Pfefferminz an der Theaterkasse. Elisabeth und ich. Zweimal Parkett. Das Fräulein an der Kasse – oh, es ist ein hübsches Fräulein, in einem schwarzen Kleid mit weißem Krägelchen – gibt mir zwanzig Pfennig heraus. Zwei Groschen. Da ist vorne eine Zehn draufgestanzt. Und hinten? Ja, was war denn noch hinten auf dem Groschen? Zehntausendmal zwischen den Fingern gehabt und jetzt weiß man es nicht mehr! Ist ja auch egal! Durch das Foyer in das Kino. War ich eigentlich beim Kino oder im Theater? Na, nimm mal Theater, Borin. Ich gehe also mit Elisabeth ins Theater. Was wird gegeben? Etwas Lustiges natürlich. Elisabeth lachte doch so gern und so wunderbar! Etwas Lustiges! Ja, was haben wir denn da? Ach, eine Posse! Eine Posse von Nestroy! Natürlich! Da nehmen wir den »Talisman«! Diese nette Perückensache, in der ein Vagabund mit dem knallroten Haar – schön war die Konstanzer Aufführung im Grenzlandtheater. Die hatten vielleicht Perücken! – der die vielen Witwen heiraten sollte und erst bei ...

Ein schweres Kohlestück fliegt Borin gegen den Arm.

»Dawai!«

Der Brigadier. Schon kniet die Russin wieder vor der Kohle. Lewerenz, Kumpel aus Datteln und jetzt Kriegsverbrecher, lässt den Abbauhammer tuckern.

Gut, dass der Hammer wieder rattert! Denkt Borin. Der zerrattert alles, was an Gedanken im Kopf sich stapelt und mich verrückt macht! Rattere, lieber Bohrer! Rattere los.

Die erste Schaufel Kohle nach der Pause fängt sich ein wenig trübes Licht von der Lampe weg. Einmal blitzt es. Dann kippt das Geblitze in die Lore hinein und wird zu bloßem Dreck.

Borin schaufelt.

## V

### Der Mann, der Pater Leppich heißt

1955 steht im aktuellen Lexikon eines deutschen Verlages: Leppich, Johannes, Jesuit. Geb. 1925 in Ratibor; 1946 wurde Leppich Pfarrer im Flüchtlingslager Friedland. Seit 1948 versucht er in Massenversammlungen die Menschen zur Kirche zu führen.

Ein Satz nur über Leppichs Tätigkeit in Friedland.

Ein Satz, der ein Rahmen ist für dieses Bild:

Pfingsten 1946 stellt sich ein Jesuitenpater bei Schwester Hedwig vor, ein Jesuitenpater mit wenig Gepäck und einer langen Konzertflöte. Leppich fragt: »Haben sie hier einen Raum für die Messfeier?«

»Nein!« muss Schwester Hedwig sagen.

Der Pater geht mit Schwester Hedwig durch das Lager. Da ist die Waschbaracke, eine Wellblechhütte, in der die sechshundert Blechdosen für das Essen gewaschen werden.

»Hier haben wir unsere Kirche!« sagt Leppich.

Am anderen Morgen um fünf Uhr geht der Pater durch das Lager. Er setzt seine Konzertflöte an den Mund und spielt:

»Lobe den Herren, den mächtigen König ...!«

So wird er es von nun an jeden Tag machen. Ein neues Glockengeläute zum Gottesdienst.

Und mit dem Flöten des Paters huscht ein erstes Lächeln über verstörte Gesichter. Die Weise klingt gut. Sie ist besser als Rufen und Rasseln und Befehlen.

Jetzt muss es besser werden, denkt Schwester Hedwig. Jetzt haben wir einen Priester im Lager. Und einige Streifen Wellblech, die sich zum Schutze um das Sanctissimum krümmen.

Leppich besorgt. Er stellt den Altar auf Konservenbüchsen – was man in diesen Jahren nicht alles aus Konservendosen macht! – legt ein Bettlaken über den Altar und bekommt nach seiner ersten Predigt einen Handwagen voll Rüben für

die Flüchtlinge. Wohin mit diesen Gaben? In eine Ecke der Wellblechkirche. Die »Gemüsecke« gehört nun für viele Monate zu dem armseeligen Kirchlein dazu. Sie füllt sich immer neu und speist Hunderte.

Zwei Flüchtlinge unterhalten sich.

»Ob es das sonst wohl noch auf der Welt gibt, so einen Rübenverschlag in einer Kirche!«

»Neel!« sagt der andere und zerschneidet eine Möhre, kratzt das Wurmstichige heraus und kaut dann mit Behaglichkeit.

»Vielleicht bei den ersten Christen!« sagt der erste wieder.

»Wir sind immer die ersten Christen«, sagt der andere.

Pater Leppich arbeitet hart. Er hält bis 24 Uhr Vorträge und hört bis um 1 Uhr Beichte in der Hütte, in der es nach Rüben duftet.

Dann eilt er – oft schon im Morgengrauen – in das 14 km entfernte Göttingen. Auch dort betreut er die Jugend, die Flüchtlinge, die Entwurzelten. Und wieder zurück nach Friedland, hinten auf einem Leiterwagen, in einem Jeep der Besatzungsmächte, zu Fuß ...

## Stalin und der alte Mann

Stalin ist tot. Der Schustersohn aus Georgien, Josef Wassarionowitsch Dschugaschwili, genannt Stalin – der Stählerne –, ist tot. Der »Herr des Volkes, der die Menschheit zum Leben rief und die Erde erweckte« – so feierten ihn bezahlte Schreiber – ist tot.

5. März 1953. Der heilige Vater in Rom empfängt die Nachricht vom Tode des Herrn der halben Welt und geht in die Hauskapelle zu stundenlangem Gebet.

5. März 1953. Der Oberste Sowjet bestellt Mittel zur Einbalsamierung des »Stählernen« und atmet auf.

Da ist Chruschtschow. Er hat diesen Mann Stalin nie gemocht. Er hat ihn gehasst seit dem Zeitpunkt, als Stalin ihn anschrie:

»Chacholl, tanze den Gopak!« Und Chruschtschow tanzte. Molotow freut sich. Der Hausarrest, den Stalin über ihn verhängte, braucht nicht verbüßt zu werden. Die Generale der UdSSR schauen sich an. Der Generalissimus des vaterländischen Krieges ist tot.

In den Straflagern jenseits des Urals schöpfen Millionen neue Hoffnung. Vor allem die Deutschen, die von der Faust dieses Stalin hierher gestellt wurden. Was wird jetzt mit uns geschehen? – Was tut man in der Heimat für uns?

Stalin ist tot. Was tun die Lebenden?

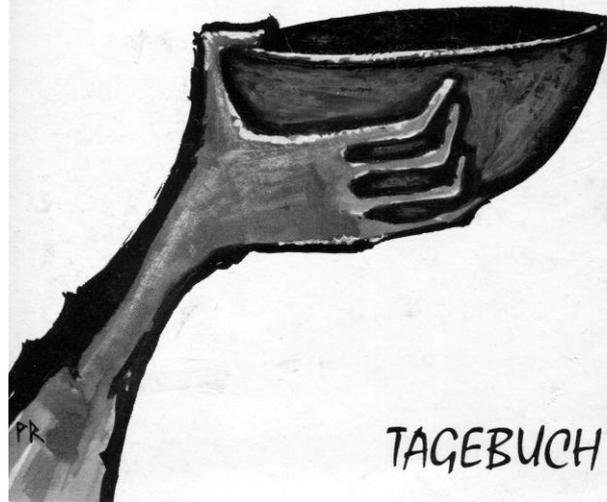
Die Lebenden arbeiten. Am 17. Juni 1953 rütteln Millionen an den Ketten, die Stalin um ihre Körper geschlungen hatte. Aber der Befreiungsversuch bricht zusammen, blutig. Die Lebenden arbeiten. Vor allem der alte Mann, der in Rhöndorf wohnt, aber in diesen Monaten die meiste Zeit in Flugzeugen, auf Schiffen und in Konferenzen verbringt.

6. April 1953: Der alte Mann an Bord der United States in New York eingetroffen. Der Alte handelt, zäh und geschickt. Es geht ja um das Volk, das ihn zu seinem handeln-

den Exponenten gewählt hat. Dieses Volk macht ihn erneut am 6. September 1953 zum Bundeskanzler. Und am 2. Januar 1954 ist der alte Mann in Friedland. Der Mann aus Rhöndorf spricht kaum ein Wort, als er durch das Lager geht. Er blickt nur scharf auf alles, was zu Friedland gehört ...

JOSEF REDING

Reservate  
des Hungers



*Buchcover, 1964.*

## Tagebuchskizzen

Karatschi, 6. November 1960

Im Lepraviertel von Karatschi kriechen die Aussätzigen an uns heran, betasten mit ihren abfaulenden Gliedmaßen uns und unsere Kameras. Nicht bössartig, einfach neugierig.

Wir sehen, mit welcher Ruhe und Sicherheit die kleine deutsche Ärztin die Leprösen behandelt. Dieses Beispiel überwindet Furcht und Ekel. Wir filmen die Schreckensbilder, die wir Europa nicht ersparen dürfen, in diesem Sumpf der Krankheit weiter.

Der Kampf der Ärztin ist hier zu isoliert. Es müssten einige Handwerker her, Maurer, die ganze Reihen der stinkenden Bambushütten abreißen und durch Steinbauten ersetzen könnten. Doch solange die Elendsbehausungen bestehen, kommen nachts die Ratten, fressen die empfindungslosen Leprastellen der Greise an und infizieren wenige Sekunden später durch ihren Biss die Säuglinge des Aussätzigenviertels.

Der Sari, jenes malerische Gewand der pakistanischen und indischen Frauen, verbirgt nicht nur unterernährte Körper, sondern auch die beginnende Lepra, den unscheinbaren weißen Fleck. Jeder hier weiß, dass Aussätziger gleichbedeutend ist mit Ausgesetztem. Darum wartet man so lange, bis die Lepra sich nicht mehr verheimlichen lässt, bis die ersten Gliedmaßen gelähmt sind.

Inzwischen sind Dutzende angesteckt. Dabei könnte eine Tablette pro Tag und Kranker die Lepra ausrotten. Die Tablette kostet dreieinhalb Pfennig.

Mayo-Ouldeme, 15. Februar 1962

Unsere Arbeit in Nordkamerun ist beendet. Wir haben viele Freundschaften mit den Afrikanern und den europäischen Helfern geschlossen. Es ist seltsam, wie die Afrikaner beim Abschied reagieren: Sie winken, lachen – und fallen jäh in sich zusammen, drehen sich schnell um und verschwinden in ihren Kralen.

Wir müssen mit dem Lastwagen 300 Kilometer von Ouldeme bis zum Flugplatz von Garua zurücklegen. Damit der Camion eine bessere »Steppenlage« hat, ist er bis zu halber Höhe mit angefeuchtetem Sand beladen. Dennoch spürt man jede Rille auf der waschbrettartig ausgefahrenen Fahrbahn. Nach einigen Stunden sind Mund, Nase und Ohren mit Staubpuder angefüllt.

Jeder Afrikaner, dem wir unterwegs begegnen, winkt uns so lange zu, bis wir aus seinem Blickfeld verschwunden sind. Wir winken ebenso lange zurück. Am Abend sind die Arme lahm.

Wenn man die Afrikanerinnen mit den bauchigen Krügen auf dem Kopf sieht, scheint es als entfalte der menschliche Körper in dieser Haltung seine höchste Anmut. Er ist gerade aufgerichtet, die Arme stützen den Krug rechts und links wie natürliche Henkel, die Brust ist vorgewölbt.

Setzt man sich aber einmal selbst die Zentnerlast eines vollen großen Wasserkruges auf den Schädel, dann merkt man, dass diese scheinbare Anmut in Wahrheit eine starre Verkrampfung ist, die Körper- und Kopfschäden hervorrufen muss. Die Idylle mancher Szenen hält nur so lange vor, wie man Zuschauer sein darf.

Santiago de Chile, 5. August 1963

Als wir uns dem Müllfeld nähern, hören wir Zorneschreie. »Salteador de Camin!« – Straßenräuber! Die Flüche gelten einem der erpresserischen Mittelsmänner. Er hat versucht, einen Müllbewohner noch um seinen Fusel zu bringen. Statt drei Flaschen, die dem Mann für drei Karren Müll zustanden, gab er ihm nur zwei, schrieb aber drei auf die Quittung, in der Hoffnung, dass Analphabetismus und Trunkenheit den Betrugsversuch unentdeckt lassen.

Als der wütende Müllmann den Zwischenhändler anspringt, schlägt der gutgenährte »Kaufmann« den ausgeleugten Dreckbewohner nieder. Der Müllmann rafft sich auf, von Zorn und übermenschlicher Anstrengung jählings ernüchtert, wirft dem Mittelsmann die beiden Flaschen vor den Leib und läuft zu Don Arcibaldo. »Ich mache jetzt bei euch mit, bei dem Lastwagen!«

Don Arcibaldo gibt dem Verzweifelten eine Handvoll Dörrobst, um ihn abzulenken und zu beruhigen. »In Ordnung«, sagt er. »Du kannst heute Mittag bei uns anfangen.« Don Arcibaldo stapft mit uns durch die Müllschluchten. Er zeigt uns alles. Er zeigt uns Männer, die nur aus Gläsern trinken, von denen die Füße abgeschlagen sind, damit man die Kelche nirgendwo abstellen kann und sie in einem Zug austrinken muss. Er zeigt uns Säuglinge, die fast in einer Schlammkruste ersticken. Er zeigt uns Frauen, deren Kleiderfetzen sich nicht von den Lumpen im stinkenden Schmutz unterscheiden. Aber Don Arcibaldo, der König der Müllmänner, zeigt uns auch Familien in den Erdlöchern, die versuchen, sich und ihre Kleidung sauber zuhalten. Er zeigt uns Frauen, die Hängematten für ihre Kinder flechten, damit diese nachts vor den Ratten sicher sind. Er zeigt uns ein paar harte, männliche Gesichter, die frei sind von den Spuren des Alkohols. Diese Männer sind die Kernschar, mit der Don Arcibaldo das animalische Leben aller seiner Schutzbefohlenen zu ändern versucht.

Die Motive der Männer, die das alte Leben abschütteln wollen, sind verschiedener Art. Oft sind die politischen Antriebskräfte stärker als die religiösen.

»Unter den Leuten, die für ein besseres Dasein arbeiten, sind Christen und Kommunisten«, sagt Don Arcibaldo.

»Übrigens sind nicht alle Müllmänner hier geboren. Manch einer hält es in der Zivilisation nicht mehr aus und will hier nichts anderes als untertauchen. Wir haben zwei ehemalige Polizisten und einen Gymnasiallehrer bei uns. Und drei Jahre gehörte ein alter Arzt zu uns. Aber er ist dann gestorben.«

»Klappt denn die Zusammenarbeit zwischen den Christen und Kommunisten?« fragen wir den König der Müllmänner.

»Sie muss klappen«, sagt Don Arcibaldo. »Der Grad der Verelendung in Lateinamerika ist so stark, dass wir uns keine weltanschaulichen Haarspaltereien mehr erlauben können. Wer hier in unserem Notstandsgebiet gegen den Kommunismus ist, ist für den Status quo.«

Wir schauen Don Arcibaldo erstaunt an. Einmal wegen dieser Feststellungen. Zum anderen wegen seiner gewählten Ausdrucksweise. Sollte auch Don Arcibaldo aus einem anderen Beruf in diese Kraterlandschaft abgerutscht sein? Wir möchten ihn nicht verletzen und fragen darum nicht weiter.

»Ich bin kein Kommunist«, sagt der König der Müllmänner. »Aber ich verstehe diese Leute. Manche ihrer Pläne lassen sich durchaus verwirklichen. Die Kommunisten und Castroisten gründen Konsumgenossenschaften und Arbeitsvermittlungen. Wenn die Kirche da nicht nachhinken will, muss sie sich in ihren sozialen Ausdrucksformen schneller als früher den modernen Erfordernissen anpassen. Unser Lastwagen ist ein gutes Beispiel dafür. Er wurde uns ohne religiöse Bedingungen gegeben. Man hat es einfach darum getan, weil man Menschen nicht verhungern lassen darf. Durch diese freie Geste haben die Menschen in diesem

Distrikt mehr an Ansehen gewonnen als in zwanzig Jahren theoretischer Missionierung.«

Der König der Müllmänner zeigt uns den LKW. »Wissen Sie, Caballeros, dieser Wagen ist für uns ein Anfang. Wir haben uns etwas Geld zur Seite legen können, seitdem wir die Alkohol-Mittelsmänner davonjagten und eigene Leute einsetzten. Unser Ziel ist eine eigene kleine Papierfabrik. Wenn sie einmal steht, rollt überhaupt kein Geld mehr nach draußen. Und eines Tages haben wir unsere eigene Siedlung, eine Schule für unsere Kinder, die dann nicht mehr den Gestank der faulenden Abfälle einatmen müssen wie jetzt. Denn solange wir noch nicht dieses Trichterfeld verlassen können, hat der Müll Macht über uns. Wir aber wollen Macht über den Müll bekommen. Das ist unsere Rechnung. Sie *muss* aufgehen, Senores!«

Wenige Schritte von uns entfernt wälzt sich ein halbnackter Epileptiker in einem Haufen von Scherben und verrostetem Draht. Wir springen zu dem zuckenden Menschenbündel hin, um zu helfen. Don Arcibaldo hat Recht. Die Rechnung *muss* aufgehen. Und zwar bald!

## Erzählungen II

### Und dazwischen die Emscher

Die Eltern meiner Mutter hießen Terhorst. Die Terhorsts wohnten in der gleichen Entfernung zur Emscher wie die Redings: 844 Kinderschritte. Nur wohnten die Großeltern auf der Henrichenburger Seite der Emscher und wir auf der Habinghorster. Habinghorst und Henrichenburg: zwei Welten für einen Sechsjährigen. Habinghorst, Stadtteil von Castrop-Rauxel, war urban, hatte eine kilometerlange Einkaufsstraße. Henrichenburg war geschlossenes Dorf, roch gemütlich nach Kuh. Für mich begann in Habinghorst das Ruhrgebiet, in Henrichenburg das Münsterland.

Besuche bei den Großeltern Terhorst, die elf Kinder großgezogen hatten. Großmutter Franziskas Pfannekuchen und Ex-Bergmann Wilhelms Dönkes von schlagenden Wettern, Arbeiteraufständen und acht Kilometer langen Fußwegen zu diversen Zechen in Datteln, Ickern und Herne. Ein proletarischer Patriarch. So was gab's. Er sah aus wie Bismarck, liebte den Wacholder und überraschte mich mit Abstechern ins Spökenkiekerische: Beim nächsten Weltkrieg bricht Deutschland mittendurch!

Grauen befiel mich. Ich hoffte, dass die Bruchstelle nicht haargenau die Emscher entlang lief und für alle Zeiten Habinghorst von Henrichenburg trennte.

Oben im Zechenhaus, in dem wir wohnten, ist die alte Frau Breuckmann gestorben. Ihre erwachsenen, verheirateten Kinder bieten meinem Vater das Mobiliar ihrer Kammer an: Bett, Stuhl, Kleiderschrank, Konsole, gehobelt und rasch zusammengeslagen, irgendwann zwischen 1914 und 1918, nur an den Kanten des Holzes noch eine Ahnung von Gedrechseltem. Vater kauft die Sachen für mich: 25 Mark. Ich kriege einen Buntdruck vom kleinen Ge-

schwisterpaar mit Schutzengel über Gebirgssteig gratis dazu.

Vater streicht die Möbel für mich. Es waren noch zwei Dosen mit lindgrüner Farbe im Haus. Da kommt der Postbote und Vater kriegt einen Brief, für den er unterschreiben muss, was mühsam ist wegen der Farbplacken am Handballen und an den Fingerspitzen. Dann reißt Vater den Brief auf, liest ihn und sagt leise: Nicht schon wieder! Nicht schon wieder der wahnsinnige Mist!

Und Mutter kommt, und ich höre »Krieg« und »Eingezo-gen« und »Landeschützenbataillon«, und alles klingt gefährlich und treibt mir das Wasser in die Augen. Oma Terhorst hat Socken für Vater gestrickt. Hol sie. Er muss die Wollsocken mit in den Krieg nehmen.

Halbblind vor Furcht – was wird ohne Vater – renne ich über die Emscherwiesen. Ich höre nicht auf mit dem Laufen. Wenn Vater die Socken noch rechtzeitig bekommt, kommt er heil aus dem Krieg, sage ich zwischen gehechel-ten Atemstößen. Ich darf nicht stehenbleiben. Er muss die Socken haben, bevor er abfährt. Oma hat die Socken fertig. Zwei Paar. Ich stecke sie in meine Hosentaschen. Mit zwei Beulen an den Hüften laufe ich über die Emscherbrücke zurück. Vater ist noch da.

Ich darf bei den Terhorst-Großeltern auf dem Sofa schlafen, auf dem drei Samtkissen mit Besucherknick liegen. Als ich morgens zum »Schapp« gehe und mich waschen will, sehe ich im Fenster graue, wulstige Luftungeheuer. Ein Riesenring dieser drohend unbeweglichen Schwebegebilde. Dann erkennt man Stahltrossen, mit denen die Luftriesen an die Erde gebunden sind. Und jetzt sagt der Opa: Sperrballons. Die Biester soll'n keine feindlichen Flugzeuge ans Schiffshebewerk ranlassen. Wenn so Bombenschmeißer ankommen, dann schneiden se sich die Tragflächen ab und trudeln runter.

Die Soldaten, die die Sperrballons hinauf- und herunterkurbeln, finden in uns Jungen dienstwillige Kochgeschirrspüler, Zigarettenholer und Schuhputzer.

Habinghorst gehört zur Diözese Münster, während alle anderen Stadtteile Castrop-Rauxels kirchlich zu Paderborn gehören. Der Grund: die Habinghorster hatten jahrhundertlang keine eigene Kirche, sondern benutzten die von Henrichenburg mit.

Der Bischof von Münster heißt Clemens August Graf von Galen. Ich höre in der Habinghorster St.-Josefs-Kirche einen Brief, den der Bischof geschrieben hat. Der Brief zeigt, dass die Leute, die regieren, schlecht sind und Schlechtes tun. Sie bringen Menschen um, die nicht mehr arbeiten können. Und wenn verwundete Soldaten nach Hause kommen, die nicht mehr arbeiten können? Zum ersten Mal sagt mir jemand, dass der, dessen Namen ich täglich mehrere dutzendmal beim Grüßen sagen muss, ein Verbrecher ist. Draußen zieht ein Jungvolk-Fähnlein vorbei. Man hört den Gesang bis in die Kirche: »Deutsche Panzer im Sonnenbrand, stehen zum Kampf gegen England ...« Eigentlich müsste ich draußen dabei sein. Es ist »Führerdienst« und ich bin Jungzugführer. Aber ich weiß auch, dass ich sonntags in die Kirche gehöre. Um es allen Recht zu machen, gehe ich abwechselnd sonntags einmal zum Führerdienst und das andere Mal zur Kirche. Heute bin ich in der Kirche. Von jetzt ab kann ich kein Bild mehr von dem Führer sehen, ohne daran zu denken, dass er Kranke umbringt. Der Bischof von Galen kommt von Henrichenburg nach Habinghorst, um zu firmen. Ich stehe an der Emscherbrücke und sehe den großen Mann mit dem Steuermannsgesicht in der Pferdekutsche heranfahren. Zwischen meine Fahrradspeichen habe ich weißes Krepppapier eingeflochten.

Der Bischof reibt mir mit Öl die Stirn, und ich warte auf den »Backenstreich«, der sich in meiner Phantasie schon zu einer gewaltigen Ohrfeige ausgewachsen hat.

Aber er stupst nur mit zwei Fingern gegen meine Kinnbacken. Ich weiß, wenn ich mal krank bin, brauche ich bei dem Mann keine Angst zu haben.

Als ich nach dem Krieg wieder zur Emscher komme, ist die Brücke gesprengt. Am Ufer steht ein amerikanischer Sherman-Panzer mit abgerissenem Turmluk. Ein Notsteg wird über die Emscher gebaut. Es zahlt sich aus, Verwandte in Henrichenburg zu haben. Ein- bis zweimal im Monat schieben Vater und ich den Handkarren vorsichtig über die Behelfsbrücke und bringen ihn mit Kartoffeln und Steckrüben, mit einer Tüte Roggenmehl oder Kohlköpfen wieder nach Hause. Habinghorst muss hungern. Henrichenburg hat zu leben. Wer früher auf das Dorf hinuntergeschaut hat, darf jetzt Abbitte leisten. Meistens ist es dunkel, wenn wir den knarrenden Holzsteg der Emscher entern und unsere kostbare Last vorsichtig über die Planken bugsieren. Wenn es dann noch regnet, wird es gespenstisch: die kleinen Wellen werden kabbelig, und auf den Hochspannungsmasten, die an dieser Stelle der Emscher entlangführen, fauchen blauweiße Feuer.

Vater fährt jetzt manchmal Zementsäcke über die Emscherbrücke. Er arbeitet in einem Zementwerk und bekommt Deputat. Zement, den die Henrichenburger Bauern für den Hausbau brauchen und mit einem Stück Speck kompensieren. Ich spüre beim Hinüberschieben des Handkarrens, wie Vaters Kraft nachlässt. Er hat mir früher immer die schwere Arbeit abgenommen. Wenn ich mit Vater eine Leiter trug, war sie seltsam leicht. Trug ich dieselbe Leiter mit einem anderen, war sie doppelt so schwer. Aber jetzt muss sich Vater am Handkarren festhalten.

Der Zementstaub. Der verfluchte Zementstaub, den er im Werk schlucken muss. Der macht ihn fertig. Diese Kostproben von dem Zeug, mit dem man in Habinghorst Häu-

ser wiederaufbaut. Das Zeug, mit dem man unsere Städte  
wieder aufbaut, geht ihm jetzt ans Leben.

## Mühsam stirbt der Schnee

Die Frau band sich die Schürze ab und öffnete. »Um Gottes willen! Fräulein Herzel. Ich dachte, Sie wären ...«  
»Guten Tag Frau Herbermann«, sagte das alte, verknitterte Mädchen, das mit Fräulein angeredet worden war.

»Verzeihung. Guten Tag, Fräulein Herzel. Und mit dem Haufen Gepäck?«

»Ich bin zurückgekommen, Frau Herbermann«, sagte das Fräulein.

»Für immer?«

»Wenn es geht, für immer.«

»Aber – hat es Ihnen nicht gefallen in Tel Aviv? Damals waren sie doch Feuer und Flamme für die Ausreise. Aber was lasse ich Sie hier zwischen Tür und Angel stehen, Fräulein Herzel! Kommen Sie bitte zu uns herein. Ja, das Gepäck trägt Otto gleich in die Küche. Sie müssen erst mal mit einer Tasse Kaffee auftauen, Fräulein Herzel! Überhaupt: wo draußen so ein Patschwetter ist! Sie holen sich sonst den Tod.«

Die Frau zog und schob das alte Fräulein in die gute Stube, in der sich einige Stahlrohrsessel neben einem alten, gedrechselten Vertiko langweilten.

»Setzen Sie sich, Fräulein Herzel, setzen Sie sich. Nein, halt, den Mantel nehme ich Ihnen auch noch ab. Bleiben Sie länger?«

»Ich – ich weiß nicht. Das hängt nicht – nur von mir ab, Frau Herbermann. Ich weiß wirklich nicht.«

»Na, darüber sprechen Sie sich gleich noch aus. So, den Mantel an das Garderöbchen, Kaffeewasser ist aufgesetzt. Da können wir schon ein wenig plauschen. Erzählen Sie mal!«

Der Stahlrohrsessel wippte unwillig, als die Frau sich auf ihn fallen ließ. Erwartungsvoll schaute die Frau in das kleine Gesicht des Fräuleins.

Das alte Mädchen blickte sich langsam im Raum um. »Schön haben Sie's hier«, sagte es. »Schöner als damals. Geräumiger. Und heller. Ja, wahrhaftig, viel freundlicher.« Die Frau wand sich ein wenig in gespielter Bescheidenheit. »Nö, nö, Fräulein Herzel, es ist noch dieselbe alte Bude. Nur, Beskemeyers haben das Dachzimmer geräumt, und da konnten wir den alten Plunder nach oben bringen und uns etwas – sachlicher einrichten. Das Plüschsofa mit den Troddeln dran und so, hat man heute überhaupt nicht mehr. Ich hatte es auch eigentlich nur aus Pietät aufbewahrt. Aufgebahrt kann man da schon sagen. Aber jetzt sieht es doch schon anders aus, nicht? Und billig, Fräulein Herzel, spottbillig. Wir haben die Sessel nämlich – mein Mann wollte garnichts davon wissen – auf einer Auktion gekauft. Kann ich Ihnen doch ruhig sagen, wo Sie so 'ne stille Dame sind. Tja, als wir Sie noch bei uns hatten, war es schon sehr eng bei uns. Aber wir waren froh, dass Sie bei uns waren. Sie haben uns doch so viele Vorteile gebracht, seinerzeit. Wenn ich auf dem Wohnungsamt nur sagte, wir haben 'ne Jü – eine rassisch Verfolgte bei uns, dann war alles in Ordnung, tabu und heilig. Wirklich, Fräulein Herzel. Alles, was recht ist! Und als Sie gingen – aber ich quassele hier dumm. Dabei möchte ich brennend gern wissen, wie es Ihnen drüben ergangen ist.«

Das Fräulein zögerte und zupfte an dem Zierdeckchen auf dem Tisch. Dann sagte es: »Ich konnte es nicht mehr aushalten, drüben. Ich brauche die Sprache hier und die Kinder. In dieser Sprache habe ich gelehrt, fünf Jahre lang, bevor die Verbote kamen, und nach dem Krieg wieder drei Jahre. Ich war drüben einsam, Frau Herbermann. Rettungslos einsam. Da half kein Frauenclub und kein Berufszirkel. Ich brauchte das Land wieder, in dem ich geboren bin. Der Arzt hat es nach einiger Zeit auch eingesehen und mir die Rückkehr als eine Art Medizin verschrieben.«

»Verstehe«, sagte Frau Herbermann. »Gewiss bin ich nicht mehr die Jüngste«, sagte das Fräulein, »aber zehn Jahre liegen noch vor mir, in denen ich den Kindern etwas beibringen kann, nicht wahr?«

»Mehr als zehn Jahre, Fräulein Herzel, mehr als zehn!«

»Aber ...«, sagte das Fräulein.

»Was: aber ...?«

»Aber ich weiß nicht, ob das richtig war mit der Rückkehr, Frau Herbermann. Sicher, die Zeiten sind anders geworden. Aber seltsam anders. Wissen Sie: vorhin, als ich über den Rolandplatz zu Ihnen kam, da hatte das Tauwetter den Schnee schon fast ganz zerfressen. Aber eine Menge weißer Placken blieb noch zurück. An den Rändern grau, zerlappt und wässrig. In der Mitte aber noch fest. Der Schnee ist kalt, Frau Herbermann. Der Schnee stirbt mühsam. Unendlich mühsam, Frau Herbermann.«

Das nervöse Zupfen der alten Dame war schneller geworden. Jetzt weinte sie. Nicht laut. Schamhaft und ärgerlich über ihre Schwäche.

»Nu nu, Fräulein Herzel. Ist ja schon gut. Aber das mit dem Schnee, das versteh' ich nicht ganz.«

Das Fräulein zwang sich zur Ruhe und legte die Hände in den Schoß. Es sagte: »Können Sie auch nicht, Frau Herbermann. Sie nicht. Aber als ich am Bahnhof war und am Gepäckschalter fragte, ob meine Koffer aus Tel Aviv schon da wären, hatten einige Wartende das gehört. Und eine Frau mit einem Kind auf dem Arm sagte: »Geht das schon wieder los mit diesen Leuten! Wir haben mit uns und unseren Flüchtlingen genug zu schaffen. Warum bleiben die nicht im gelobten Land?« Und zwei Männer lachten dazu, als die Frau mit dem Kind das sagte. Wirklich, Frau Herbermann, nicht nur auf dem Rolandsplatz, nicht nur hier in der Stadt, auch der Schnee auf den Herzen der Menschen stirbt mühsam.«

Jetzt war die alte Dame ganz still. Sie zupfte nicht mehr. Sie saß nur da.

Frau Herbermann räusperte ihre Stimme frei. Dann sagte sie: »Sie bleiben natürlich bei uns, Fräulein Herzel! Keine Widerrede! Ehrlich gesagt: diese Auktionsmöbel mit den Stahlrohren haben mich schon immer gestört. Wir machen das Zimmer für Sie frei, Fräulein Herzel. Sie sollen hier in der Stadt wieder Lehrerin sein können. Übrigens blubbert das Kaffeewasser. Ich geh' mal nach nebenan.«

## Kranker Hafen Soledad

Die Straße glitt unter meinem Jeep das Percanabo-Massiv hinunter. Das vielfach zerrissene Betonband sah aus wie ein mageres, schuppiges Reptil, das sich unter Krümmungen weigert, in einen enghalsigen Korb zu kriechen. Dieser Korb war das Küstendorf: zwei Dutzend Häuser und Hütten, eingesät in die Sandfalte zwischen Bergkette und Pazifik.

In der letzten Serpentine wurde mir der Küstenfleck durch eine verwilderte Maisplantage aus der Sicht gerissen. Und auf der Straße, im Schatten eines Agavenstrauchs, lag ein alter Mann.

Ich stoppte den Jeep, den ich mit der Bremswirkung des zweiten Ganges ins Dorf rollen lassen wollte. Der Alte blieb liegen. Ich hupte. Da drehte er das Gesicht zu mir herum, nahm den Strohsombbrero an der zerfledderten Krempe hoch und winkte.

»Fehlt Ihnen etwas?« fragte ich.

»Alles«, sagte der Alte.

»Machen Sie den Weg frei«, sagte ich.

Der Mann stand auf, kam auf mich zu und stellte ein Bein in den Einstieg des Jeeps. Jetzt sah ich: der Mann war nicht alt. Sein Gesicht war von blonden Bartfransen, angetrocknetem Schmutz und zwei kaum verkrusteten Schnittwunden an der Stirn verunstaltet. Der Mensch mit dem zerknitterten schmierigen Poncho konnte nicht älter sein als dreißig, vielleicht so alt wie ich.

»Drehen Sie um«, sagte er. »Wenden Sie Ihren Karren und nehmen Sie mich mit!«

»Sehen Sie her«, sagte ich und streifte den Hemdärmel über den linken Ellenbogen hoch.

»Schussnarbe«, sagte der Mann. »Revolver. Kurze Entfernung.«

»Richtig«, sagte ich.

»War ein Tramp. Seit der Zeit nehme ich niemanden mehr mit.«

»Verstehe«, sagte er, sah an seinen Lumpen herunter und grinste.

»Tramp, verstehe. Dann fahren Sie allein zurück ohne mich. Aber in Montezumas Namen: Hauen Sie ab!«

»Sie sind Kanadier«, sagte ich. Kommen irgendwo vom St.-Lorenz-Strom, aus der Gegend zwischen Quebec und Montreal?«

»Stimmt«, sagte er. »Und Sie sind aus Europa, aus Skandinavien vielleicht.«

»So ungefähr«, sagte ich. »Woher wissen Sie?«

»Höre es, spüre es«, sagte er. »Sie sind Journalist?«

»Schreibe zu langsam«, sagte ich. »Bin Schriftsteller.«

»Und was machen Sie hier?« fragte er. »Gibt's bei Ihnen zu Hause keine Themen?«

»Zu viele kleine«, sagte ich. »Und nur ein großes. Aber das wollen die lieben Landsleute nicht hören. Ab und zu muss ich raus. Wenn ich im »Corriere de Santiago« mein Vaterländchen in einer dreizeiligen Notiz auf der fünften Seite erwähnt finde, stellt sich bei mir wieder der Sinn für Proportionen ein. Verstehen Sie das?«

»Sehr gut«, lächelte der Mann. »Ich war mal Staatsbeamter. Aber lassen wir das. Nehmen Sie mich jetzt mit?«

»Ich fahre ins Hafendorf«, sagte ich.

»Hafendorf ist hübsch«, sagte der Mann. »Wollen Sie in diesen Tagen zurück nach Europa?«

»Ja«, sagte ich.

»Dann müssen Sie umkehren!«

»Ich bin die Fahrerei leid«, sagte ich. »Hocke seit fünf Wochen im Jeep. Will mich ein paar zusammenhängende Tage lang ausruhen, dann weiter nach Norden. Vielleicht verkaufe ich den Jeep hier und fahre mit 'nem Küstentrawler rauf in die Staaten und von dort heim.«

»Kehren Sie um!« rief der Mann. Es klang wie ein Befehl und war darum die ungeeignetste Tonart, bei mir etwas zu erreichen.

»Kann ich Ihnen etwas von meinen Lebensmitteln abgeben?« fragte ich.

»Je mehr Sie mir geben, um so besser für Sie«, sagte der Mann.

Ich griff hinter mich unter die Persenning und reichte ihm einige Büchsen mit Schmalzfleisch und einen halbvollen Kanister mit eingedicktem Orangensaft. Dann fuhr ich an. Aber ich hielt noch einmal, legte den Rückwärtsgang ein und drückte dem Bärtigen drei der großen Banknoten mit dem marzipanfarbenen Bild des ungeheuer kriegerisch aussehenden Präsidenten in die Hand. In den Städten war das Geld nicht mehr wert als drei Hotelübernachtungen.

»Adios«, sagte ich.

»A diablo!« sagte er. »Und viel Spaß in Soledad!«

Ich fuhr ins Dorf.

Soledad war ärmer als ich es vom Berghang aus vermutet hatte. Der Kalkbewurf der Hütten platzte ab und legte den mit Reisig durchflochtenen Lehm bloß. Die wenigen Fenster der Häuser hatten Sprünge. Die löcherigen Strohlagen auf den Dächern schimmelten. Die vielen Kinder, die mein Jeep auf die Straße lockte, waren nicht besser gekleidet als die Youngsters aus den Slums von New York.

Ich fuhr durch bis zum Hafen. Die Straße reichte bis zu ihm hin, ja wurde ein Teil von ihm: eine Mole, die eine halbe Meile ins Meer vorkragte. Die Anlage stand in keinem Verhältnis zur Winzigkeit und zum Verfall des Dorfes: sie konnte sich nach Größe und Sauberkeit mit vielen bekannten Umschlagplätzen der Westküste messen. Aber wer kannte schon Soledad? Ich nicht, bevor ich nicht die Generalstabskarte dieses Distrikts eingehend studiert hatte.

Zufrieden kurvte ich ins Dorf zurück. Obwohl jetzt nur einige gammelige Fischerboote träge an den Kaimauern glucksten, würde wohl bald ein Dampfer in diesen gepfleg-

ten Hafen laufen und mich nach Norden bringen. Die zermürbende Serpentinenkriecherei mit dem Jeep hatte ein Ende.

»El Zapatero« hieß das Haus, in dem ich mich einquartierte. Die Casa gehörte nicht etwa einem Schuhmacher – für die meisten Einwohner Soledads war »Schuh« ein Fremdwort –, sondern dem Bürgermeister. Mit seinem Amt verknüpfte man in allen Dörfern dieses Landstrichs die Privilegien eines Gastwirts.

»Ich habe Sie erwartet, Señor«, sagte der Majordomo. »Ich bin Arcibaldo Estreban und Ihr Diener.«

»Sie haben mich erwartet?«

»Seit zwei Stunden. Da wurde ihr Automobil bereits am Percanabo gesichtet. Bleiben Sie länger?

»Bis zum nächsten Dampfer, Don Arcibaldo.«

»Eine gute Entscheidung, Señor. Ich habe den Jeep schon in den Schuppen schieben lassen und bringe Ihnen Ihre Sachen aufs Zimmer.«

Als er meinen wasserdichten Reisesack in die Kammer schleppte und unter dem grellbunten Heiligenbild bei der Konsole absetzte, legte er ebenso behutsam wie nachdrücklich meine Pistole auf die Verschnürung. Ich hatte die Waffe schon seit Wochen unter dem Polster des zweiten Sitzes liegen gehabt.

An diesem Abend schlief ich rasch ein, bis in den letzten Nerv entspannt. Das Gefühl der Geborgenheit ist ein sicheres Schlafmittel.

Diese Geborgenheit bröckelte Stück für Stück von mir ab. Zwar tat Don Arcibaldo alles zu meiner Bequemlichkeit, aber die Unruhe steigerte sich. Das Schiff erschien nicht. Ich eilte täglich mehrere Male zum Hafen, zu diesem schweigenden Riesenkraken, der seine Fangarme ins Meer gestreckt hatte und schlief. Oft glaubte ich, eine Rauchfahne zu sehen, aber es waren nur Wolkenballungen vor dem Dunstschleier, hinter dem Himmel und Wasser sich zu

berühren wagten. Die Stahlkonstruktionen auf den Kais leuchteten im frischen Rot der Rostschutzfarbe, das Leuchtfeuer schlug nachts einladende Kreise, und das Stückchen Meer im Hafenbecken schmatzte zahm gegen den Beton. Mein Geld schmolz zusammen. Um mit den Rechnungen für die Mahlzeiten nicht zu sehr belastet zu werden, verzehrte ich meine mitgebrachten Lebensmittel. Nach der sechsten Woche begann ich, einzelne Ausrüstungsstücke bei Don Arcibaldo in Zahlung zu geben.

Dann wurde mein Jeep gestohlen. Don Arcibaldo beteuerte seine Unschuld. »Sie hätten mir das Ding ohnehin verkaufen müssen, in zwei, drei Monaten vielleicht. Warum sollte ich einen Diebstahl auf mein Gewissen laden, Señor?«

»Wann kommt das Schiff? fragte ich leise.

»Wir warten, Señor«, sagte Don Arcibaldo.

Und wir warteten. Der Verlust des Jeeps schrillte wie ein Signal durch mein Bewusstsein. Ich musste weg von diesem kranken Soledad. Zurück über die Gebirgskette konnte ich nicht mehr. Es gab nur noch die Flucht nach vorn, ins Meer. Die letzte Rechnung bezahlte ich mit der Pistole.

»Nehmen Sie, Don Arcibaldo«, sagte ich. »Das Ding ist gut und gern seine zweihundert Pesos wert. Und Ihre Rechnung lautet auf einhundertzwanzig. Ein gutes Geschäft für Sie. Abgemacht?«

Don Arcibaldo nahm die Waffe, befühlte das volle Magazin, legte den Sicherungsflügel zurück und richtete die Pistole auf mich. »Abgemacht!« sagte er. Und jetzt verschwinden Sie aus Soledad!«

»Glauben Sie nicht, dass Ihre Haltung unverschämt ist?« fragte ich. »Sie stoßen sich wochenlang an mir gesund, besitzen meine ganze Habe, und jetzt jagen Sie mich auf die Straße.«

»Wir sind arm, Señor«, sagte Don Arcibaldo. »Sie dürfen dem Dorf nicht zur Last fallen. Wir können in unserer Abgeschiedenheit keine Herumtreiber brauchen.«

»Abgeschiedenheit?« Ich versuchte zu lachen. »Bei diesem Hafen?«

»Der Hafen ist tot«, sagte Don Arcibaldo. »Er wurde im letzten Krieg errichtet. In einer handvoll Tagen hat man ihn ins Meer geschoben. Irgendein Flottillienvertrag steht dahinter. Jedenfalls sollte er ein Stützpunkt werden, der Hafen von Soledad. Aber der Krieg ging vorzeitig zu Ende, die Bautrupps rückten ab. Wir waren wieder allein.«

»Und es hat jahrelang kein Dampfer hier angelegt?«

»Nie! Was sollte man hier schon einladen oder auskranen? Soledad steht nur auf den Generalstabskarten, die im Krieg geheim waren und jetzt als Ausschussware neben Stahlhelmen und Armeesocken in den großen Städten verhökert werden. Da haben Sie die Karte doch her, nicht wahr, Señor?«

»Ja«, sagte ich.

»Dann nehmen Sie Ihre Karte und gehen Sie ins Gebirge. Sie sind kräftig, haben solide Stiefel, und Quellwasser dringt dem Percanabo aus allen Felsporen. Die nächste Mission ist nur vierzehn Tagesmärsche von hier entfernt. Dort hilft man Ihnen weiter.«

»Eine Frage noch«, sagte ich. »Wovon lebt Soledad?«

Der Alte rückte mit der Pistole einen Schritt näher. »Vom Fischfang«, sagte er. »Manchmal geht etwas ins Netz.« Er lächelte. »Zu selten, leider. Davon lebt Soledad, Señor. Davon muss Soledad leben. Comprehensible?«

»Ja, ich begreife«, sagte ich, steckte die zerfaltete Karte ein und ging.

Am Maisfeld zwang ein vertrautes Geräusch meinen Kopf herum. Aus der Deckung der Stauden holperte mein Jeep auf mich zu. Hinter dem Lenkrad saß mit breitem Grinsen der Kanadier. Der Mann kam mir jetzt sauberer vor.

»Steig ein, Kamerad«, sagte er. »Wenn ich deinen Karren nicht geklaut hätte, wärest du auch ihn los. Hier hast du ihn wieder.«

»Wir kommen nicht weit«, sagte ich. »Der Sprit reicht höchstens für die Meilen bis zur Mission. Und dann haben wir kein Geld mehr. Don Arcibaldo hat mich ausgepresst wie eine Zitrone.«

»Nicht ganz«, sagte der Kanadier. Wie ein Kartenblatt beim Pokern hielt er die drei bunten Banknoten in der Hand. »Außerdem hast du noch einige Schmalzfleischkonserven und einen halben Liter Orangensirup.« Der Mann stieg aus, um mich ans Lenkrad zu lassen. Der geriffelte Stahl fühlte sich gut an.

»Übrigens, darf ich mitfahren?« fragte der Kanadier.

»Idiot«, sagte ich.

Soledad hinter uns wurde ganz klein.

## Früher Schnee in Valepavro

Ich merkte, dass ich Sandalen anhatte. Kalte Füße. Zum ersten Mal seit Monaten. Aber die Sonne schien wie sonst. »Winter in Chile«, sagte Franz-Pedro. »Da!« Er zeigte auf die Kordilleren. Die Gipfelkette stand nicht mehr wie ein scharfer Bruch gegen den Himmel. Sie trug ein Weiß, das vom Sonnenlicht zu vergilbtem Papier gemacht wurde.

»Schnee«, sagte Franz-Pedro. »Morgen ziehst du Schneeschuhe an. Wir fahren zum Valepavro. Der hat geführige Pisten wie bei uns – bei euch der Hochschwarzwald im Januar.«

Ich grinste. Franz-Pedro, in Santiago geboren, legte so viel Wert auf seine deutsche Abstammung, dass er Chilenen gegenüber ganz Europa als »sein« bezeichnete. Nur wenn er mit Europäern sprach, begann er zwischen dem Anrecht auf dem einen oder anderen Kontinent zu schwanken wie sein seltsamer Vorname. Seine Eltern, die aus dem Württembergischen stammten, hatten ihm den Franz-Pedro wie einen »Doppelanker« mitgegeben. Es lag an Franz-Pedro, auf welchen Namensteil er eines Tages den Akzent setzen würde.

Am nächsten Morgen war Franz-Pedro vor der Zeit da. Klirrend fuhr er an unserem kleinen Hotel vor. Schneeketten. Als er ins Frühstückszimmer stampfte, sah er zünftig aus: rauchblauer Norwegerpullover, Keilhose und schwarzglänzende Skischuhe mit roter Verschnürung.

»Heute wird nicht gearbeitet«, sagte er zu mir und dem Kameramann. »Die Bretter für euch sind im Auto, und hier die versprochenen Schuhe!« Er stellte die eingefetteten Stiefel mit solcher Entschiedenheit vor uns hin, dass wir nach kurzer Beratung beschlossen, mit Franz-Pedro in die Berge zu fahren. »Das Licht ist sowieso heute dünn«, sagte der Kameramann zu meiner Erleichterung. »Die Sonne hat Schleier.« – Für jedes Schwänzen stellt sich rechtzeitig eine Entschuldigung ein.

Nach einer halben Stunde Fahrt knöpften wir unsere Windblusen zu, und nach abermals einer halben Stunde wurde das aufgeregte Klirren um die Reifen erstickt: die Schneegrenze. Der Motor dröhnte unwillig, aber er zog Franz-Pedros Wagen doch gehorsam die steilen Serpentina hoch, ohne ernsthaft zu bocken.

»Der Schnee ist drei Wochen früher als erwartet da«, sagte Franz-Pedro, als wir aussteigen mussten. Die Straße war zu Ende. Wie eine Barrikade stand ein Häuschen da, dessen Wände aus mörtellos ineinandergefügten Felsbrocken bestanden.

»Ein Steinbruch«, sagte ich.

»Aber bitte«, sagte Franz-Pedro. »Siehst du nicht das bemalte Brett über dem Türloch?«

»El Tesoro d' Inka« steht darauf«, sagte ich.

»Eben. Der Inkaschatz. Der Eigentümer ist ein Mischling, ein Ladino. Im Sommer sammelt er Kräuter in den Felspalten. Im Winter hofft er auf skifahrende Kundschaft. Da ist er.«

Der Ladino hatte eine zottelige Decke aus Lamawolle in der Türaussparung zur Seite geschoben. Er wies einladend in seine Steinhütte. »Me mucho gusto!« sagte er. »Willkommen. Der schöne Schnee hat mir die Senores gebracht. Er sei gesegnet. Was darf ich den Caballeros bringen?«

»Pisco, zum Wärmen«, sagte Franz-Pedro. Der Ladino zog die unterste Schublade der Kommode auf, in der er die schlanken Flaschen mit dem chilenischen Nationalgetränk auf einem Heupolster lagerte. Die Kommode war außer drei Schemeln das einzige Möbelstück in dem Raum. Der Raum war der einzige Raum in dem Haus.

Der Wirt reichte Salz, das wir auf unsere Daumenwurzeln streuten und leckten. Dann bissen wir in die hingehaltene Zitrusseibe und gossen den Pisco durch die im Mund gesammelte Schärfe.

Der Ladino kassierte zwei Cruzeiros ein. Wir schnallten die Bretter unter.

»Auf Ihren Wagen achte ich, Senores! Mein Augapfel soll ein Stiefkind dagegen sein!« rief der Ladino uns nach. Wir glitten querab zum Hang davon.

Die Piscos kreisten noch eine Weile wie heiße Kügelchen durch unsere Mägen. Dann zerteilten sie sich und wurden zu einer wohligen Wärme.

Als wir die ersten Stürze hinter uns hatten, wussten wir, dass die Fahrt gefährlich war. Die Schneedecke lag ungleichmäßig. Manchmal metertief zwischen Felsrissen, manchmal dünn wie Raureif über Steinplatten. Trotz des scharfen Windes, der sich gebärdete, als wolle er unsere Backenknochen wie ein Chirurg säuberlich aus unseren Gesichtern schälen, presste die Anstrengung uns Schweißperlen auf die Stirn.

Da stieß Franz-Pedro bei einem Stemmbogen die Skispitze unter ein Bündel, das leicht emporgeschleudert wurde und mir gegen die Oberarme schlug und abrollte. Der Knoten des grauen Deckenbündels öffnete sich im Fall. Ein totes Kind lag im Schnee. Das magere Wesen trug das rot-schwarz bestickte Kleidchen der Indianerkinder. Die Augen glänzten in brauner Starre.

Wir schauten uns um. Suchten Menschen, Spuren. Es gab keine. »Wir müssen das Kind hinunterbringen. Wenigstens bis zum ›Tesoro‹. Und dann die Behörden verständigen.« Franz-Pedro ließ sich von mir das Kind in der fadenscheinigen Decke über den Rücken binden. Wir gerieten in einen seltsam bizarren Langlauf. Jeder glaubte, das tote Kind schonen zu können, wenn er so behutsam wie möglich auftrat und jeden Stoß vom Boden her geschmeidig auffing.

Als die Steinhütte des Ladinos in Sichtweite war, stockte unser frostiger Leichenzug. Eine dunkle Kette zog sich am ›Tesoro‹ vorbei, den Berg hinunter. Hunderte von Indianern. »Sie kommen aus den Gebirgsreservaten. Inka-Nachkommen. Der Hunger treibt sie in die Täler. Vielleicht gehörte das Kind zu ihnen.« Franz-Pedro fuhr mit

seiner leichten Last auf dem Rücken in gemäßigter Schussfahrt zum Haus des Ladinós. Die letzten Indianer, die zum Elendszug gehörten, beachteten uns nicht. Sie trotteten mit gesengten Köpfen an uns vorbei. Die Gesichter waren bis zu den Augen umwickelt mit Stoffetzen, die unter dem gefrorenen Atem silbrig glänzten. Viele schlurften barfuß durch den Schnee, der an den verharschten Stellen ihre Beine zum Bluten brachte.

Als wir die Lamadecke zur Seite drückten und uns mit den Schultern in die Steinhütte schoben, sahen wir den Ladino an einem Feuer sitzen. Die Pisco-Flasche neben dem Mann war leer. Auf der Kommode lagen zwei solcher grauer Bündel, wie Franz-Pedro es auf dem Rücken trug. Der Ladino hob das Gesicht. »Ein Segen, Senores, dass der Schnee früher als erwartet nach Valepavro kam«, sagte er. »Wahrhaftig ein Segen!« Die letzten Worte wurden zum Gebrüll. Wir erschrakten und legten das tote Kind so verstohlen neben die beiden anderen auf der Kommode, als seien wir schuld an allem: an Valepavro, am Schnee, am Hunger und am Tod.

Als wir uns zum Ladino ans niedrige Feuer setzten, warteten wir vergeblich auf unseren Freispruch. Der Mann schwieg.

## Gezüchtigte Stadt

»Hau ab, Pimpf. Gleich rumst es hier. Runter in den Keller, Pimpf.«

»Muss hier oben am Dachfenster bleiben. Bin doch Luftschutzwart.«

»Lach mich kaputt. Seit wann?«

»Schon lange. Haben im Jungvolk 'nen Luftschutzkurs gemacht. Sind doch alle Männer bei uns im Haus eingezogen. Da bin ich dran.«

»Blagen als Luftschutzwart: Der Krieg ist gewonnen«, sagte Onkel Kusma. »Na, meinerwegen, bleib hier oben. Guck mal da! Über Victor 3 / 4. Nach Mengede rüber, Pimpf.

Der Junge mochte es nicht, dass der alte Mann ihn nun immerzu Pimpf nannte. Bis vor ein paar Monaten hatte er Jüppken zu ihm gesagt. Wie alle anderen Nachbarn auch: Jüppken. Aber seitdem der Junge im Jungvolk war und das Hemd mit der Siegrune und dem Dreieck »West-Westfalen-Süd« und das Fahrtenmesser am Koppel trug, sagte Opa Kusma nur noch Pimpf. Der Pimpf überlegte, ob er sich bitter rächen und Onkel Kusma nun mit »Herr Kusma« anreden sollte. Aber mit großer Wahrscheinlichkeit würde ihm Onkel Kusma dann eine herunterhauen. Und der schöne Aussichtsplatz am Dachfenster wäre verwirkt. Oder sollte er sich entschuldigen, weil er im Jungvolk war? »Verdammt!« rief Onkel Kusma. »Die Scheinwerfer haben den Brummer jetzt inne Zange. Dem heizen die Flakkano-nen mächtig ein.«

Der Pimpf drängte Onkel Kusma etwas zur Seite und sah es auch: Über der Zeche glänzte inmitten der Strahlengarbe ein Punkt, der höher und tiefer zu kommen versuchte. Aber die Scheinwerfer wanderten so, dass der Punkt in ihrer Mitte blieb.

»Dä!« rief Onkel Kusma. Und schnell hintereinander: »Dädädädädä!«

Erst glaubte der Pimpf, Onkel Kusma wolle das wütende Kläffen der Flakgeschütze nachahmen. Dann sah er, dass der Punkt im Licht nähergekommen war, herunter zu ihnen. Aus dem Punkt wurde eine Fliege. Diese Flugzeugfliege zog einen dunklen Rauchsweif hinter sich her. Einen Augenblick blieb es in der Luft stehen, nachdenklich. Dann trudelte die glänzende Fliege hinter den Schornsteinfingern von Zeche Victor aus dem Blickfeld des Pimpf und des alten Mannes. Ein jähes Wetterleuchten, groß und wirr und stumm. Dann grummelte eine Lärmwelle heran, ließ die Fensterscheiben klirren und die Dachziegel klimpern. »Wo der runtergekommen ist, wächst kein Gras mehr«, sagte Onkel Kusma. »Wie früh ist es jetzt?« Der Pimpf sah auf das Leuchtzifferblatt seiner Kommunikationuhr. Fünf nach zwei«, sagte er. »Kein Gras wächst da mehr«, sagte Onkel Kusma noch einmal. Der Pimpf nestelte den Schal los, den ihm die Mutter umgelegt hatte. Er schwitzte. »Schreib' ich in mein Kriegstagebuch«, sagte er. »Am 18. Juni 1940 feindliches Flugzeug über meiner Heimatstadt abgeschossen. Lehrer Bergmann hat gesagt, so was sollen wir aufschreiben. Ein Flugblatt hab' ich schon drin. ›Castrop, Herne und Essen, wir haben euch nicht vergessen‹, steht da drauf. Jetzt haben die ihr Fett weg.« »Kein Gras«, sagte Onkel Kusma.

Wo das Flugzeug in die Erde gerast war, wuchs kein Gras mehr. Der Pimpf war am anderen Morgen eine Stunde eher zur Schule gefahren. In Castrop-Rauxel gab es keine Mittelschule. Die nächste befand sich in Mengede. Heute war es dem Pimpf recht, dass die Schule so weit draußen lag. Er würde auf dem Schulweg das Flugzeug aufsuchen. Ohne Aufenthalt. Sonst hatte er morgens Granatsplitter der Flak von der Straße gelesen: bizarr zerrissene kupferne Führungsringe, gezackte Leichtmetallstücke, geborstene Geschossböden. Heute hatte der Pimpf kein Auge für diese

Stahlsaar. Er strampelte sich auf seinem bockigen Fahrrad – die aufgescheuerten Reifen hatten vielerlei Über- und Unterlagen aus zerschnittenen Radmänteln – schnell zur Absturzstelle. Der Weg dorthin war nicht schwer zu finden; querfeldein gingen Fahrzeugsuren, mitten durch den halbhohen Roggen.

Der Pimpf fuhr den Spuren nach. Auf dem rubbeligen Acker stürzte er. Dann schob er sein Fahrrad.

Der Geruch veränderte sich: süßlich, verbrannt. Wenn man tief durchatmete, kratzte es im Hals.

Hinter dem Gehölz an der Stadtgrenze sah der Pimpf die zerknäuelte, auseinandergebrochene Maschine. Ein paar alte, uniformierte Männer bildeten einen lockeren Kordon um die Trümmer. Eine Schwinge des Flugzeugs stand senkrecht und schwelte einen blauen Rauchfaden aus.

Die alten Wachtposten ließen den Pimpf durch; es waren schon mehrere Kinder da. Auch Erwachsene.

Der Pimpf sah verbogene Maschinengewehre. Ein Rad vom Fahrwerk lag auf einer Lederjacke. Ein Stück der Bordkanzel hing in einer Buche; es sah aus, als habe sich jemand oben in der Baumkrone einen Ausguck gebaut. Jetzt sah der Pimpf eine Hand. Eine dunkle Hand mit abgespreiztem Zeigefinger. Die Hand ragte unter einem verkohlten Sitz hervor, der umgestülpt war und einer Hundehütte glich. Der Pimpf war betroffen. Er glaubte, der schwarze Zeigefinger meinte ihn. Aber dann sah er genauer hin: der Zeigefinger streckte sich gegen die Stadt aus.

»Na, fass mal an«, sagte ein eifriger Mann. Er hatte ein Auto bei sich und lud Flugzeugtrümmer in den Kofferraum und auf die hinteren Plätze, auf die er sorgsam Packpapier gelegt hatte. Jetzt erkannte der Pimpf den Mann. Er hatte seine Fotografie schon oft in der Zeitung »Rote Erde« gesehen. Es war der Oberbürgermeister. Soldaten waren genügend da, aber der Oberbürgermeister wollte das meiste, was er ausgesucht hatte, selbst zum Auto schleppen. Doch die Tür, die er jetzt in der Hand hielt, machte ihm zu schaffen.

Darum winkte er den Jungen heran: »Kommt alles ins Heimatmuseum«, keuchte der Oberbürgermeister. »Wollen doch ein paar Andenken an die Luftgangster haben, bevor der Krieg zu Ende ist.«

Der Pimpf packte die Flugzeugtür am unteren Ende. Quer über das graue Aluminium zog sich eine Schablonenschrift: BEFORE OPERATING HANDLE PRESS CATCH. Einige Buchstaben waren durch Flecken schwer lesbar. Der Junge sah genauer hin. Es waren rostbraune Flecken, wie sie auch im Taschentuch blieben, wenn er es sich um einen aufgerissenen Finger gewickelt hatte. Es war Blut.

Nur noch verschwommen sah der Pimpf die Dinge, die der Oberbürgermeister schon in seinem Auto zusammengetragen hatte: eine blauweißrote Kokarde, MG-Patronengurte und Kabelrollen. Der Pimpf hatte schon Blut gesehen. Aber soviel, wie hier auf der Flugzeugtür in großen Placken eingetrocknet war, noch nicht.

»Da maut wi äss ankieken«, hatte Onkel Kusma gesagt. Und der Pimpf und der alte Mann waren nach Dorf Rauxel gefahren. Eine Bombe hatte die Wirtschaft Köhler getroffen.

Der Pimpf und Onkel Kusma kamen mit den Rädern nur schwer durch die Menschenmengen, die über die Verbandstraße nach Dorf Rauxel zogen. Die erste Bombe in der Stadt, bei der es Tote gegeben hatte.

Das Wirtshaus – der Pimpf kannte es von früheren Kinderfesten her – war an einer Wand so aufgerissen, dass man in die Zimmer sehen konnte. Auf einem Bänkchen stand eine Milchkanne. Eine Zinkbadewanne ragte über den Küchentisch. Draußen, im Rinnstein, lag ein Kinderschuh mit einer blauen Bommel.

»Kiek äss do!« sagte Onkel Kusma. Er sprach nur dann Platt, wenn er aufgeregt war. Viele Menschen schauten auf den Kinderschuh. Einige beugten sich ganz dicht über ihn. Aber keiner wagte, den Schuh zu berühren.

»Wissense, die Schwester vom Ehepaar Köhler hat im Keller gegessen«, sagte eine junge Frau mit einem wollenen Umschlagtuch zum Onkel Kusma. »Sie hat auf die Kinder von Köhlers aufgepasst, weil die Eltern in der Nacht nicht zu Hause waren. Und gerade neben dem Keller ging die Bombe rein. Alle tot. Die Schwester von Köhlers und die Kinder. Nur die Oma, die ist im Bett geblieben, oben, die Oma hat nichts abgekriegt.«

Offenbar hatte die Frau mit ihrem Wissen den erregendsten Tag ihres Lebens. Sie wandte sich sofort von Onkel Kusma ab und der nächsten Gruppe zu: »Wissense, die Schwester vom Ehepaar Köhler hat im Keller gegessen. Sie hat auf die Kinder ...«

Der Pimpf sah das Haus, das keins mehr war. Er dachte an das Flugzeug vor vier Monaten und an die Hand. Ob das hier mit dem toten Flieger, der auf die Stadt gezeigt hatte, zusammenhing? Ob das jetzt gar nicht mehr aufhörte?

Im Heimabend hatte sich das mit dem Krieg anders angehört. Wenn Fähnleinführer Schorni im August-Pfaff-Heim vom Krieg erzählt oder vorgelesen hatte, dann war das immer was von »Hurra« und »Fern bei Sedan« und »Panzerrollen in Afrika vor«, aber nichts von großen Blutflecken an Flugzeugtüren und Kinderschuhen, die mit einem Male keinem mehr gehörten. Krieg, das musste sich doch immer draußen abspielen, in entlegenen Festungen, auf fernen Meeren, auf jeden Fall im Feindesland. Aber was hatte der Krieg hier zu suchen, mitten in der Heimatstadt?

Der Pimpf sah Onkel Kusma an. Aber Onkel Kusma starrte auf die Ruine. Auch der Oberbürgermeister war diesmal nicht da, um Trümmer zu sammeln für das Heimatmuseum.

## Gedichte

### Friede

»Bloß keinen Zank  
und keinen Streit!«  
Das heißt auf englisch  
ganz einfach  
PEACE  
und auf französisch  
PAIX  
und auf russisch  
MIR  
und auf hebräisch  
SHALOM  
und auf deutsch  
FRIEDE  
oder:  
»Du, komm,  
lass uns  
zusammen spielen,  
zusammen sprechen,  
zusammen singen,  
zusammen essen,  
zusammen trinken  
und zusammen  
leben,  
damit wir  
leben«

## Meine Stadt

Meine Stadt ist oft schmutzig;  
aber mein kleiner Bruder ist es auch,  
und ich mag ihn.  
Meine Stadt ist oft laut;  
aber meine große Schwester ist es auch,  
und ich mag sie.  
Meine Stadt ist dunkel  
wie die Stimme meines Vaters  
und hell  
wie die Augen meiner Mutter.

Meine Stadt und ich:  
Wir sind Freunde, die sich kennen.  
Nicht flüchtig kennen,  
wie die von fernher,  
die der Bürgermeister  
manchmal über  
die Hauptstraße führt.  
Er zeigt ihnen nicht  
die Schutthalden.  
Warum sollte er?  
Zuhause führen wir auch  
unseren Besuch in das  
Wohnzimmer und lassen ihn  
mit unserem Mülleimer in Ruhe.

Aber manchmal, bevor ich  
zur Schule gehe,  
klopfe ich dem grauen  
Müllkasten auf den Deckel,  
dass er fröhlich klappert.  
Und am Schuttfeld  
werfe ich grüßend einen  
Erdklumpen auf die

blitzende Konservendose  
dahinten, dass sie tanzt.

## ruhr entlang

ruhr entlang  
acht tage hab  
ich gebraucht.  
zu fuß vom ruhrkopf  
im sauerland  
bis ruhrort am rhein.  
manchmal hab ich  
die hand in  
die talsperren  
getaucht,  
in die wasserspeicher  
des reviers,  
dem die ruhr ihren namen  
gegeben hat:  
ruhrgebiet.  
gelobt und geschunden,  
dieses land an der  
ruhr, gesucht  
und heimgesucht.  
oft beschrieben  
und manchmal  
abgeschrieben.  
an den ufern der  
ruhr zerfallen  
die zechen  
und gehen die  
hochöfen aus.  
aber die ruhr  
fließt weiter  
und an ihren Ufern  
leben die  
über-lebenden.

wir verlegen kurzerhand ...

wir verlegen kurzerhand  
stuttgart ins somaliland.  
münchen geht nach mauretaniien.  
hamburg wandert schnell nach spanien.  
den kreml ziehths nach panama,  
den vatikan nach afrika.  
die seejungfrau von kopenhagen  
will sich nach sri lanka wagen,  
der eifelturm, sehr oft bedichtet,  
wird in peking neu errichtet.  
die freiheitsstatue, usa,  
schwebt nonstop zur Adria.  
und big ben, londons uhr,  
schlägt ab jetzt in singapur.  
schließlich leiten wir den rhein,  
in die wüste gobi ein.

ob sich nach dem verschieben  
die völker mehr lieben?

## wertzuwachs

als es  
feststand  
dass die seuche  
nur menschen in  
bungalows  
villen  
und  
grandhotels  
ansteckte und  
zerfallen ließ ---  
erhielt  
der  
penner  
walter k. barig  
im asyl der  
gutleutstraße  
zu  
frankfurtmain  
ein anbot:  
zwei  
whiskyfabriken  
und eine  
prominentensiedlung  
gegen den  
schlafplatz  
unter  
seinem  
hintern.

geht zu den ställen heute nacht

geht zu den ställen heute nacht,  
wagt neue, unbekannte schritte,  
sucht den, der allen frieden macht,  
und der die liebe trägt zur mitte.

geht zu den armen heute nacht,  
die nirgends ein zuhause haben,  
verlasst den glanz, kommt aus der pracht  
und bringt den hungernden die gaben.

geht zu dem kinde heute nacht,  
dem weder bett noch tisch zu eigen.  
geht zu dem kinde heute nacht,  
es wird euch gottes antlitz zeigen.

geht zu den ställen heute nacht,  
wagt neue, unbekannte schritte,  
sucht den, der allen frieden macht,  
und der die liebe trägt zur mitte.

den wind mag ich ...

den wind mag ich, wenn  
er lieblich ist und mein  
gesicht streichelt.  
die wolken schaue ich gern  
an, wenn sie langsam  
dahinziehen und manchmal  
wie ein kopfkissen aussehen  
oder wie schäpfchen.  
aber, lieber gott, warum machst  
du manchmal aus dem lieben wind  
einen gewaltigen schaurigen  
sturm, und warum lässt du  
aus den wolken gefährliche blitze  
kommen und grollenden donner  
dazu, so dass ich meine augen  
zukneifen muss und die finger  
in die ohren stecken?  
lieber gott, musst du denn  
manchmal so übertreiben?

herr brockstiepel  
und die beine seines sohnes

na warte,  
bis du erst beim  
militär bist,  
sagt herr brockstiepel zu  
seinem sohn.  
dort werden sie  
dir schon beine  
machen.  
sie haben mir  
beine gemacht,  
sagt der sohn,  
als er nach dem  
krieg auf  
krücken  
aus dem lazarett  
kommt.

herr brockstiepel  
ist für gerechtigkeit

herr brockstiepel  
liest:  
strafgefangene  
haben einen  
anspruch  
auf eine  
zelle  
mit sechzehn  
kubikmetern.  
asylanten  
bewohnen  
räume  
mit elf  
kubikmetern.  
herr brockstiepel  
sagt:  
auch strafgefangene  
dürfen nur elf  
kubikmeter  
haben:  
dann ist gerechtigkeit.

herr brockstiepel  
hält sich aus allem heraus

da schreibt man  
laufend über  
so zweifelhafte  
typen,  
sagt herr brockstiepel,  
wie asoziale  
und aufsässige  
und gescheiterte  
und leute, die  
bis zum hals in  
schwierigkeiten  
stecken.  
Aber über mich,  
der ich mich  
aus allem heraus  
halte,  
schreibt keiner.  
herr brockstiepel  
hat recht:  
man sollte auch  
über menschen  
schreiben,  
die sich aus  
allem heraus  
halten.

ein hallelujah dem asphalt

ein hallelujah  
dem asphalt,  
dem vielgeschmähten,  
dem dreimal  
verfluchten und  
zugenähten,  
dem oft  
beleidigten und -  
im gegensatz zur  
scholle, wenn sie  
kein fisch war -  
selten verteidigten;  
ein hallelujah  
dem asphalt.

asphalt:  
erdpech,  
schwarze masse  
aus bitumen und  
mineralstoffen,  
wasserabstoßend,  
widersteht alkalien.  
als schmelzbares  
vorkommen am  
toten meer,  
als asphaltsee  
auf trinidad,  
als asphaltgestein  
im val de travers,  
als asphaltmastix  
im straßenbau.  
ein hallelujah  
dem asphalt.  
Brief, gast,

78

brot, bier  
kommen auf asphalt  
zu dir.  
Drum auch hochachtung  
und amen  
all denen,  
die vom asphalt  
den namen  
bekamen:  
die asphaltierer  
aller staaten  
und  
die  
asphaltliteraten.



*Bei der Entgegennahme des Annette-von-Droste-Hülshoff-Literaturpreises auf dem Westfalentag in Levern, 1969. Rechts der Direktor des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Walter Hoffmann.*

## Erzählungen III

### Zungen wie von Feuer

Zuerst war alles Denken in Brocker erstickt worden, und selbst das Fühlen war zurückgestaut. Das war in dem Augenblick, als der Transportzug den Bahnhof seiner Heimatstadt in schneller Fahrt passierte. Anhalten im Bahnhof war den Lokomotivführern während des Fliegeralarms untersagt. Und es war Fliegeralarm. Zum vierten Mal an diesem Tage. Das hörte Brocker von einem Bauern, der zu den Soldaten in den Graben neben dem Damm gesprungen war, um den Garben zweier Tiefflieger zu entgehen. Der Zug war schon einige Kilometer hinter der Stadt durch Posten angehalten worden. Die Gleise waren mehrfach unterbrochen.

»Da ist nicht mehr viel heil in der Stadt!« hatte der Bauer gesagt und dabei mit der Faust einen harten Schlag nach unten getan, als wolle er so die Wirkung der Luftminen nachahmen.

Die beiden Vierlingskanonen am Kopf und Ende des Zuges hämmerten ihre Geschosse den Flugzeugen entgegen. Das Gruppenfeuer zwang die Maschinen zum Abdrehen. Richtung Stadt.

Brocker stand mit den anderen Soldaten auf und ging hinüber zu seinem Hauptmann. Zögernd erst, dann schnell, so wie es der zu grobe Schotter auf dem Gleiskörper eben zuließ.

»Herr Hauptmann, Sie wissen, ich bin aus ...«

Mit einer ganz kleinen, scheuen Kopfbewegung deutete Brocker auf die Stadt. Auf seine Stadt.

»Ja, ich weiß, Brocker. Ich weiß.« Der Hauptmann hatte das leise gesagt. »Ich weiß auch, was Sie wollen. Nach Ihren Eltern sehen, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Hauptmann!«

»Warten Sie mal.«

Der Hauptmann stolperte über die Schwellen der Nebengeleise auf den Zug zu und stellte einige Fragen an den Eisenbahner, der vor dem Transportführer Haltung annahm, obgleich er es nicht brauchte, und stakte zurück.

»Schaffen Sie es, um fünf Uhr morgen früh wieder hier zu sein, wenn ich Ihnen ein Krad mitgebe?«

»Jawohl, Herr Hauptmann!«

Hauptmann Druß ließ sich vom Feldwebel einige Blankoformulare geben. Marschbefehle. Er schrieb in Druckschrift hinein:

»Leutnant Brocker zur Erkundung von Möglichkeiten, Transport XY unabhängig vom Schienenweg zum Zielort zu befördern, nach H abkommandiert.«

»Hier, Brocker, damit Sie mir nicht von den Kettenhunden weggeschnappt werden. Die sind in luftversehrten Städten – so heißt es doch? – besonders großspurig. Hauen Sie ab – und – bringen Sie mir gute Nachricht, Leutnant!«

Als Brocker bereits auf dem Krad saß, sagte der Hauptmann noch: »Sie Pflingsturlauber!«

Die abgedunkelten Lichter des Motorrads waren bald vom beginnenden Abend aufgesogen. Da war nur noch das Knattern, das vom Feldweg zum Zuge drang und sich immer mehr in Richtung auf die Stadt zu verdünnte. Hauptmann Druß sah ihm lange nach. Dann drehte er sich knapp um.

Trümmerbarrieren, Glassplittter und zerrissenes Metall zwangen Brocker bereits in der Vorstadt, das Krad bei einem ihm bekannten Wirt unterzustellen. Die Fragen nach Brockers Eltern konnte der Mann nicht beantworten.

»Alles drunter und drüber«, sagte er nur achselzuckend und schlug weiter Bretter in die leeren Fensterrahmen.

Brocker ging steifbeinig durch die Straßen, die in ihrer schwarzen, durchtrümmerten Eintönigkeit gewaltigen Grä-

ben glichen. Nicht die strapaziöse Fahrt mit dem Motorrad, sondern die Furcht vor dem Ungewissen lähmte ihm die Glieder. Erst als die Sirenen ein neues Warnungssignal über die Stadt wellen ließen, lief er. Bald hatte er das Eckhaus erreicht, das einen großen Teil seiner Kindheit gehegt hatte. Zwei Wände der Wohnung waren nackt zu sehen, oben im ersten Stock. Ein Gardinenfetzen wehte grau aus dem Fensterloch. Das war alles.

»Suchen Sie sofort den nächsten Schutzraum auf, Herr Leutnant!«

Brocker drehte sich in die Stimme hinein und ließ sich geduldig von einer winzigen Taschenlampenöffnung ins Gesicht leuchten.

Der Mann von der Streife erschrak.

»Sie sehen ja kreidebleich aus, Herr Leutnant. Ist Ihnen nicht gut? Kann ich ...!«

»Meine Eltern haben hier gewohnt!« sagte Brocker. »Und jetzt ...!«

»Na ja«, sagte der Streifendienstler. »Die Bude ist hin. Komplett. Aber damit ist noch nicht gesagt, dass auch Ihren Eltern was zugestoßen ist. Sie glauben gar nicht, wie zählebig die Leute in den Städten unter den Bombenteppichen geworden sind.«

Es war Brocker peinlich, wie der Mann vor ihm in Mutzusprechen machte.

»Wo kann ich denn erfahren, was mit meinen Eltern geschehen ist?« fragte er.

»Nun, vielleicht schon hier!«

»Aber hier ist ja niemand.«

»Es gibt 'ne eigene Sprache hier. Vielleicht haben Ihre Eltern auch Nachrichten hinterlassen. Kommen Sie mal mit, bitte, Herr Leutnant!«

Der Streifenangehörige ging auf die Ruine zu und leuchtete die Mauern neben dem Türrest und den Kellerfenstern ab.

Er musste sehr dicht vor die Wand treten, damit die abgedunkelte Lampe etwas erkennen ließ. So suchte er Stück um Stück die Wand nach Zeichen ab.

»Da!« sagte der Mann mit einem Male. »Da ist schon der Brief!« rief er. »Sehen Sie hier, Herr Leutnant. Da steht es, halb verwischt. Rocker oder so ähnlich. War das Ihr Name?«

»Ja«, sagte Brocker. »Georg und Hermine Brocker. Sind gesund. Jetzt bei Mathilde Hansmann, Kerndorf, Paarstiege 6.« Die Stimme Brockers wurde wieder frei, als er die kloßige Schrift gelesen hatte. »Mathilde Hansmann«, sagte er jetzt erklärend, »das ist meine verheiratete Schwester. Kerndorf liegt doch ...?«

»Vierzig Kilometer südlich von hier«, sagte der Mann vom Streifendienst. »Da kommen Sie nicht mehr hin in dieser Nacht, bei den kaputten Straßen und so. Haben Sie 'nen Wagen?«

»Motorrad«, sagte Brocker.

»Trotzdem, Sie kommen nicht durch. Überhaupt scheint's wieder rund zu gehen, jetzt! Hören Sie ...!«

An einer Stelle der Stadt wurde die Nacht aufgehellert. Ein paar Scheinwerferfinger griffen in das Schwarz hinein. Es wummerte.

Gehorsam stolperte Brocker in einen Keller unter der Milchhandlung Funsterer.

Er war jetzt ohne Druck auf dem Herzen. Aber dadurch war er frei geworden, die zertrümmerte Stadt richtig zu sehen und die verkümmerten Menschen in den Kellern. Weil er sich um seine Eltern keine Sorgen mehr zu machen brauchte, hatte er Abstand zu der Stadt gewonnen. Der Abstand war darum grausam, weil er Brocker das Leid ganz überschauen ließ. Er hörte die Schreie im Keller bei Funsterer nach jedem Bombeneinschlag in der Nähe und die gewimmerten Gebete.

»Männer raus!«

Ein Luftschutzwart hatte es in den Keller hinein gerufen. Brocker vertauschte die Feldmütze mit dem Stahlhelm und stürzte als erster hinaus in die Nacht, die keine mehr war. Phosphor rann breit einige Hauswände herunter. Im grünlichen Licht huschten Menschen vorüber. Eine Greisin schrie. Hoch und irre. »Im Kinderheim an der Stechertstraße sind ein paar Säuglinge im verschütteten Keller. Man hört noch Weinen.« Das halbe Dutzend Männer lief durch die wabernden Häuser, die ein grässliches Spalier bildeten. Die Bomberpulks waren verschwunden. Auch die Abwehr war verstummt. Ab und zu explodierten in den Dachböden und auf den Straßen noch Brandbomben mit Sprengsätzen. Was Brocker in dem Keller des Kinderheimes sah, hatte er noch in keinem Feldzug des Krieges erlebt, auch im Osten nicht. Er taumelte nach einigen Minuten des Helfens die rissigen Stufen der Kellertreppe hinauf ins Freie. Auch als er sich den Helm vom Kopf nahm, empfand er keine Kühlung, weil die Nacht brannte. Er musste sich übergeben. »Wird der junge Leutnant weich?« fragte ein Arbeiter seinen Kollegen.

Der ließ die Spitzhacke nicht sinken, als er sagte: »Ich weiß nicht. Hast Du seine Brust gesehen? Da ist das silberne Verwundetenabzeichen dran.«

Brocker lief weg von dem Kinderheim. Er arbeitete sich zur Michaeliskirche durch. »Ich will Gott fragen, ob er das zulassen kann. Brennende Körper von Säuglingen. Ich will ihn fragen. Ich muss ihn fragen. Ganz klar werde – ich – ihn – fragen: – Gott – was – tust – Du?«

Der Laufschrift Brockers skandierte seine Sätze. Als der Leutnant die Kirche erreichte, war es von Feuer taghell. Das Fensterglas – fünf Jahrhunderte lang hatte es im Bunt seiner Ornamentik das Licht gefiltert – zersprang trotz Sandsackmauern, die man aufgeschichtet hatte. Brocker ging durch die zerschlagene Pforte ins Kirchenschiff. Am Altar sammelte ein Priester verstreute, versengte Hostien in

den Kelch. Der Tabernakel lag aufgerissen an der verkohl-  
ten Kommunionbank.  
Da fragte Brocker nicht mehr.

## Ein Scharfmacher kommt

Nimmt man denn so? Ich mein' – für die Frau, wenn 'n Sohn – für die Mutter, bei Nachwuchs?  
Der Blumenladen liegt vor dem Krankenhaus mit der Entbindungsstation. Die Verkäuferin weiß Bescheid.  
Wenn sie der Vater sind, dann Rosen, sagt sie.  
Bin der Vater, sagt Repper. Welche Farbe?  
Rot, sagt die Verkäuferin. Wir haben ganz frische da in Lachsrot. Schöne, lange Stiele.  
Und wieviel nimmt man da? Für gewöhnlich? Zu üppig soll's nicht sein, aber lumpen lassen möcht' ich mich auch nicht.  
Hängt davon ab, sagte die Verkäuferin. Haben Sie eine gemeinsame Zahl, die Ihnen und Ihrer Frau was sagt? Zum Beispiel die Ehejahre?  
Sind erst sieben Monate verheiratet, sagte Repper. Hätte ich gar nicht zu sagen brauchen, denkt er. Aber er nimmt sich die vorschnelle Auskunft nicht übel.  
Packen Sie mir neun ein, sagt Repper. Der Kleine hat ja neun Monate gebraucht, bis er da war.  
So? Fragt die Verkäuferin mit gespielter Überraschung.  
Weiß schon, stell mich ganz dumm an, sagte Repper. Aber ist für mich das erstemal, dass ich in – so einem Wöchnerinnen – Entbindungsheim – Kreißsaal – ach Quatsch, Sie wissen schon – dass ich da 'reingehe.  
Gut, neun Rosen, sagt die Verkäuferin.  
Was kosten die denn, Stück? Fragt Repper.  
Zweifünfzig, sagt die Verkäuferin.  
Hoo! Ruft Repper.  
Wir haben Winter, sagt die Verkäuferin. Da kriegen Sie nirgendwo billigere. Mitten im Winter.  
Eben, mitten im Winter bin ich am knappsten bei Kasse, sagt Repper. Ein Zimmermann am Bau. Sie wissen ja, wie das jetzt am Bau ist. Fuffzehn mindestens bis nächstes Frühjahr. Aber geben Sie schon.

Die Verkäuferin löst die Rosenstiele vorsichtig aus den Dornenverklammerungen, lässt das Vasenwasser abträufeln, unwickelt das Stielbündel mit einem grünweißen Seidenbändchen und hüllt den Strauß in eine Blase aus Zellophanpapier.

Hab' Ihnen noch Grün beigetan. Berechne ich Ihnen nicht, sagt die Verkäuferin. Zweiundzwanzigfünzig.

Repper zahlt. Im Kleingeldfach seines Portemonnaies sieht er den Zettel. Muss ich noch holen, denkt Repper: Doppelherz, Waschlappen, das grünsilberne Nachthemd, zweites Wäschefach links. Soll ich zuerst die Rosen -? Ich bring' zuerst die Rosen. Sonst werden die noch welk!

Repper mustert die alten Siedlungshäuser vor dem Krankenhaus. Die Backsteinreihen sehen verwittert und bröckelig aus. Ein verrußtes Doppelhaus wird offenbar nur noch von einer ganzwandigen Ölfarbengrundierung zusammengehalten: Bier-Reklame! Zwei Mönche vor einem Gärbottich; einer lässt aus einem Sack Gerste und Hopfen in das Fass rieseln, der andere rührt mit einem mannslangen Stampfer im Sud. Die Mönche sind dick und fröhlich.

Kann ich zu meiner Frau? Zimmer vier? Hat heute früh entbunden. Repper heißt sie.

Waren Sie das, der heute zwischen sechs und sieben viermal angerufen hat? Fragt die Nonne im Glaskasten mit der runden Sprechklappe.

Ja, sagt Repper.

Sie haben die Nachtschwester in Trab gehalten, sagt die Nonne. Sie sagt es nicht böse. Zu ihrer Frau können Sie jetzt nicht, sagt die Nonne. Sie schläft noch die Narkose aus. Und die anderen Frauen bekommen jetzt ihre Babys, zum Stillen.

So! Sagt Repper.

Aber Ihr Kind können Sie sehen, wenn Sie wollen.

Gern, sagt Repper. Gern möchte ich den Jungen sehen.

Ist's ein Junge?

Ja, sagt Repper. Als ich das viertemal anrief, war der Stammhalter da.

Herzlichen Glückwunsch!

Danke, Schwester.

Und wenn Sie noch eine Stunde warten wollen, dann ist Besuchszeit. Dann können Sie zu Ihrer Frau. Bis dahin ist sie ganz sicher wieder wach. Gucken Sie sich erst mal Ihren Jungen an.

Hat meine Frau den Moordachs schon gesehen? fragt Repper.

Moordachs?

So nannten wir ihn, bevor er da war, sagt Repper.

Nein, Ihre Frau hat den – den Moordachs noch nicht gesehen. Wahrscheinlich weiß sie es noch gar nicht, dass es ein Moordachs ist, ein er. Gehen Sie 'rauf. Dritter Stock. Rechts halten.

Repper ist gewappnet. Neugeborene sehen aus wie Äffchen, erschrecken Sie nicht! Das haben ihm – unabhängig voneinander – der Filialleiter des Rewe-Konsums und ein Vertreter für Geschirrspülautomaten eingeschärft. Der Reisende hat zwar noch hinzugefügt: Es muss aber nicht immer so sein, und Ihr Kind sieht sicher ganz manierlich aus, bei dem Vater!

Schmus, denkt Repper und geht den gelben Pfeil entlang. Vertreterschmus.

Die Säuglingsschwester hinter der Glasscheibe lächelt frisch. Ein sauberes Lächeln, das Repper mit Kernseife in Verbindung bringt.

Aus dem Puck auf ihren nackten Armen ein Köpfchen. Gar kein Äffchen, denkt Repper, als er das Gesicht sieht. Eher wie ich, wenn ich am Abend vorher zu lange gebechert habe und meine Visage zerknittert ist, am anderen Morgen beim Rasieren!

Der Sohn macht die Augen auf. Große Augen hat er, freut sich Repper. Große Augen. Der wird sicher was Kluges. Und ernst ist er. Als ob er jetzt schon grübelt. Der grübelt

sicher über alles mögliche nach. Warum es jetzt anders ist als noch vor ein paar Stunden. Steht ihm gut, das Ernste. Repper beschließt, diese erste, wichtige Begegnung angesichts der Würde seines Sohnes nicht mit Pusseligkeiten wie »Jawoisserdenneinkleiner« zu verniedlichen. Moordachs gibt ohnehin ein gelassenes Handzeichen, das man als »Audienz beendet« deuten und befolgen kann.

Die Schwester nickt Repper zu. Ihr Lächeln lässt nicht nach. Repper denkt: die schläft auch mit diesem Lächeln. Er weiß seinen Sohn in guten Händen und nickt zurück. Im Gang sind Stühle. Repper setzt sich. Er hat ein neues Problem. Wie gebe ich Hannelore die Rosen? Hab' ihr noch nie Rosen gebracht. Blumen schon. Aber die auch nicht ans Bett.

Irgendwo eingeladen sein und in der Türfüllung mit entschlossenem Griff die Papierhülle herunter vom Bukett und der Hausfrau die bunten Strünke entgegenhalten, das kann Repper. Ist er sogar groß drin. Hat bei Hannelores Mutter viel Eindruck gemacht, damals das: Schönen guten Abend, Frau Witteck! Darf ich mich gleich mit ein paar Blumen bei Ihnen sympathisch machen?

Braucht keiner zu wissen, dass ich diesen Satz in einem Fortsetzungsroman in der »Funkuhr« gelesen habe, denkt Repper. Aber wo leg' ich jetzt die Blumen hin, gleich, wenn ich bei Hannelore bin? Aufs Bett, auf die Konsole? Geb' ich ihr den Strauß in die Hand? Aber vielleicht darf man das gar nicht, weil da Bazillen dran sein können, und der Moordachs kriegt dann irgend so eine Pflanzenpest – na, ich warte mal ab. Ist ja Besuchszeit und die anderen Männer schlören sicher auch Blumen mit. Da mach' ich Luckilucki.

Eine Frau wird an Repper vorbeigefahren. Unter dem dünnen Laken wölbt sich der Leib wie eine Kuppel. Die Gesichtshaut sieht aus wie gelbes Leder, das man oft angefasst hat.

Die Schwester schaut kurz zu Repper hinüber. Repper glaubt, eine Frage, einen Vorwurf aus dem Blick der schiebenden Schwester herauszuspüren. Guck mich ruhig an, denkt Repper trotzig. Ich bin nicht daran schuld, dass die Frau krank aussieht.

Ob Hannelore schon wachgeworden ist, denkt Repper. Aus der Narkose – wieso überhaupt Narkose? Vielleicht ist es nicht klar gegangen und Hannelore sieht so aus wie die Frau auf dem Fahrbett?

Repper merkt, dass die trockene Wärme ihm zu schaffen macht. Er fächelt sich mit den Blumen Luft zu. Aber er lässt es sofort, als ein junger Arzt vorbeigeht.

Ich hau' hier ab, denkt Repper. Ist noch Dreiviertelstunde bis Besuchszeit. Wenn ich hier warte, bin ich bis dahin matschig.

Repper geht hinaus. Als er auf dem Gang eine Frau schreien hört, geht er leiser und schneller.

Die Wirtschaft neben dem Krankenhaus heißt Brögenkamp. Repper bestellt sich ein Helles. Als er es kriegt, schaut er auf den Bierdeckel, ob da auch die beiden behäbigen Mönche am Zuber stehen. Aber auf dem Bierfilz ist keine Zeichnung. Nur ein Spruch: Das Ruhrrevier – trinkt gerne Bier!

Auch da 'rein, gleich? fragt ein bebrillter Opa und zeigt mit dem Daumen in Richtung Krankenhaus.

Ja, sagt Repper.

Nachwuchs? fragt der Opa.

Ein Sohn, sagt Repper.

Müssten wir ja eigentlich begießen, sagt der Opa. Wenigstens einen Kurzen, wo's doch ein Sohn ...

Repper kennt die Sorte. Jede Pinte hat mindestens einen davon. Gewohnheitsnepper. Süffelgreise, die bereit sind, einen den ganzen Abend wie arabische Märchenerzähler zu unterhalten mit allerlei erfundenen und erlebten Döhnkes, wenn zwei oder drei Schnäpschen dabei herausspringen.

Was soll's, denkt Repper. Heute kommt's auf 'nen Mund voll Alkohol nicht an. Der Junge soll leben!  
Bringen Sie zwei Wacholder, ruft Repper zum Tresen hinüber.  
Der Wirt kommt. Schorsch, Schorsch, du hast schon 'ne Fahne, sagt er zu Opa.  
Heut' ist noch kein Tropfen Alkohol auf meine Zunge gekommen, beteuert der Opa.  
Der Wirt kennt den Kalauer. Ja, Schorsch, weil du den Schnaps so geschickt vom Glas in den Rachen kippst, dass die Ladung gar nicht erst die Zunge berührt.  
Auf den Knaben des Herrn hier! sagt der Opa feierlich.  
Prost, sagt Repper kurz und knurrig. Aber er freut sich. Auf den Knaben des Herrn hier, das hat der Opa gut gesagt. Das klingt fast wie in der Bibel. Der Knabe des Herrn ...  
Der Wacholder vertilgt den brackigen Geschmack im Munde sofort. Süßlich und trocken war's am Gaumen. Repper spült mit dem Bier nach.  
Aaah, sagt der Opa zu Repper und wischt sich den Mund ab, als sei da Schaum stehengeblieben.  
Repper muss lachen. Wink mit der Litfaßsäule, sagt er. Herr Wirt, bringen Sie dem Schorsch auch ein Bier.  
Ihre Frau wohlauf? fragt der bebrillte Opa.  
Weiß nicht, sagt Repper. Darf noch nicht 'rein. Erst, wenn Besuchsstunde ist. Wahrscheinlich liegt meine Frau noch in Narkose.  
Narkose? Dann war's 'ne schwere Sache, sagt der Opa.  
Repper setzt das Bierglas rasch ab. Wieso? fragt er. Wieso, schwere Sache?  
Da in der Entbindungsstation ist der Doktor Coldenpoth Chef. Der gibt nur dann Narkose, wenn's ganz knifflig wird. Sonst hält er nicht viel davon. Kinderkriegen ist 'ne natürliche Sache, sagt er. Frauen sollen ihren Kindern helfen, auf die Welt zu kommen. Nicht einfach abschalten und den Ärzten die Geburt überlassen. Geburt ist auch was

Großes, sagt Doktor Coldenpoth. Und wenn man was Großes nicht spürt, ist es nicht mehr groß.

Komische Ansichten, sagt Repper.

Ist aber tüchtig, der Coldenpoth, sagt der Opa. Streng, aber tüchtig. Der holt die Babys ans Licht, ob sie nun krumm oder schief oder verdreht in der Mutter stecken, oder ob sie Kobolz schießen. Fehlt bei Ihrem Jungen etwa was?

Nee! sagt Repper. Aber ich hab' nur den Kopf und die Hände gesehen. Da war alles komplett.

Dann ist das andere auch dran, sagt der Opa. Aber ob alles glatt geht oder mit Ach und Krach: sind doch arme Dierkes, die Weiber, wenn's soweit ist, mein' ich. Eigentlich sollten wir mal auf die Frauleute trinken. Auf Ihre Frau besonders, aber auch auf alle anderen, auch auf Ihre Mutter. Die freut sich doch?

Kann sie nicht mehr. Nie mehr. Vierundvierzig beim Luftangriff. Mit Vater zusammen. Ich war damals bei der Tante im Sauerland.

Da wollte ich natürlich – nicht dran rühren ... konnt' ich nicht wissen ... Sie ver...

Schon gut, sagt Repper. Wird langsam Zeit für mich. Besuchsstunde fängt gleich an. Herr Wirt, bringen Sie dem Schorsch noch einen Wacholder, und dann möchte ich zahlen.

Auf alle Frauleute! ruft der Opa, als Repper die Wirtschaft verlässt. Er muss an der Tür eine schwere Portiere zur Seite schieben. Als er hineinkam, hat er die filzige braune Decke mit dem Lederolbesatz gar nicht bemerkt. Jetzt macht sie ihm Mühe.

Das Trinken auf'n nüchternen Magen hat mich etwas benebelt. Ob man das riecht? Wenn ich gleich bei Hannelore bin und ihr 'nen Kuss geb? Vielleicht noch mal zurück und 'nen Kaffee? Tief durchatmen!

Repper saugt die scharfe Winterluft schnaufend in die Lunge, stößt den Luftschwall heftig aus, pumpt sich wieder

voll. Sieht aus wie ein Gewichtheber vor dem Reißen.  
Repper spürt, wie sich die Mundhöhle reinigt.  
Darüber zufrieden geht Repper wieder ins Krankenhaus.  
Die Zufriedenheit hält an, als er sieht: pünktlich auf die  
Minute. Fünfzehn Uhr. Besuchszeit!  
Vorsichtig klopft er an. Behutsam schiebt er die Tür auf.  
Vorne liegt eine sehr junge Frau, ein Mädchen noch. Weint  
ins Taschentuch. Im Zimmer liegen vier Frauen. Alle  
schauen auf Repper. Aber Repper schaut nur auf Hannelore.  
Die liegt hinten. Am Fenster.  
Guten Tag, sagt Repper und schleicht durchs Zimmer.  
Hannelore ist nicht blass. Sie hat ein gerötetes Gesicht, so  
wie beim Karussellfahren voriges Jahr. Ist sie dicker geworden?  
Nein, gedunsen ist das Gesicht. Vor allem unter den  
Augen.  
Repper gibt Hannelore einen Kuss auf das geschwollene  
Gesicht. Dann noch einen und noch einen.  
Hast du schon gehört? fragt Hannelore mühsam.  
Nicht nur gehört, sagt Repper. Sogar schon gesehen. Ein  
Moordachs. Ein richtiger Moordachs.  
Wie ist er?  
Schön! sagt Repper.  
Ich meine, welche Haarfarbe.  
Blondschwarzrot, sagt Repper.  
Und die Augen?  
Groß, sagt Repper. War's schlimm?  
Hannelore nickt und zieht die Stirn kraus dabei. Als ob's  
mich zerrissen hätte, sagt sie.  
Ist ja vorbei, sagt Repper und streichelt mit seinen plumpen  
Fingern Hannelores Gesicht.  
Es klopft an der Tür. Sie öffnet sich langsam. Repper sieht  
einen jungen Mann im Anorak. Der Mann schleicht sich  
ebenso ins Zimmer wie vorhin Repper. Repper grinst. Aber  
der Mann im Anorak hat es nicht weit. Er bleibt vorn, bei  
dem Mädchen an der Tür. Das Mädchen hört auf zu weinen.

Und die Nase? fragt Hannelore. Hat er deine oder meine?  
Unsere! sagt Repper. Er ist stolz, dass ihm sowas Schönes  
eingefallen ist: unsere! Werde ich jetzt öfter sagen, denkt er.  
Wieder geht die Tür. Aber jetzt schaut Repper nicht mehr  
hin. Es sind viele gedämpfte Stimmen im Zimmer, mit  
einemmal. Repper spricht lauter. Vorhin hat er fast geflüs-  
tert. Er sagt: der Moordachs sieht auch klug aus.  
Wie sollen wir ihn denn taufen?  
Moordachs, sagt Repper.  
Moordachs Repper? fragt Hannelore. Das macht keiner!  
Doch, wir.  
Immer so'ne Fopperei, sagt Hannelore. Jetzt mal ehrlich:  
Soll er heißen wie du?  
Bloß nicht, sagt Repper. Fritz! Wer heißt denn heutzutage  
noch Fritz?  
Du, sagt Hannelore.  
Ja, und ich bin der einzige fast, sagt Repper. Und dann  
gibt's noch die Pommfritz anner Schaschlikbude.  
Norwegisches ist jetzt modern, sagt Hannelore. Lars oder  
Knut oder Olaf. Und russische Namen klingen auch gut:  
Pjotr oder Sergej.  
Das Mädchen an der Tür weint wieder. An ihrem Bett  
sitzen jetzt außer dem Anorak-Jungmann zwei ernste Frau-  
en.  
Was weint die denn so, fragt Repper leise.  
Ist erst siebzehn, sagt Hannelore.  
Deswegen braucht man doch nicht zu weinen!  
Und nicht verheiratet ...  
Drum, sagt Repper.  
Bitte schön, sagt ein Mann in einem grauen Mantel mit  
einem schmalen Pelzkrägelchen und drückt Repper ein paar  
Postkarten in die Hand. Der Mann sagt bescheiden: Ge-  
dichte! Von mir. Lesen sie's ruhig durch. Ich komme gleich  
zurück.  
Jetzt sieht Repper: auch die anderen im Zimmer haben  
Karten in der Hand.

Repper liest: Du, Mutter, du. Lobpreis eines aufrechten Sohnes. – Du gabst mir stolz das Leben/Ich werd' es weitergeben/Von Ahn zu Enkelsohn/An Werkbank oder Königsthron/Es sei des Kindes höchster Lohn/Nach Gut und Ehr zu streben ...

Auf der Rückseite der Karte findet Repper noch einen Vers: Betränte Heimaterde. Blatt aus dem Gedichtkranz eines ruhelosen Vertriebenen. – Wo fremdes Blut sich in die Heimatfurche krallt/Langt baldigst hin der deutschen Faust Gewalt ...

Was sind das für Gedichte? fragt Hannelore.

Ach, so'n Quatsch, sagt Repper und legt die Karten auf den Nachttisch.

Gib mir Saft, bittet Hannelore. Ich könnte immerzu trinken.

Repper füllt ein Glas mit Apfelsaft und hilft Hannelore beim Trinken.

Wieviel wiegt der Moordachs eigentlich, fragt Hannelore. Die Schwester hat schwer zu schleppen gehabt, sagt Repper. Würd' mich nicht wundern, wenn der seine fünfzehn Pfund hat.

Träumer, sagt Hannelore. Höchstens acht.

Ist das viel? fragt Repper.

Sehr viel, sagt Hannelore.

Vom Bett des Mädchens an der Tür kommt Lachen. Volles, klingendes Lachen.

Na endlich! denkt Repper. Und er fragt: Der Junge im Anorak, ist das der Bruder von der Siebzehnjährigen?

Ihr Verlobter, sagt Hannelore.

Dann ist ja alles in Butter, sagt Repper.

Hannelore trinkt noch einmal. Sie kann es jetzt allein.

Wieso? denkt Repper und langt nach den Verskarten. Wessen Faust soll denn da überhaupt zuschlagen? Meine? Nee! Und die vom Moordachs? Der Mann ist bestusst!

Machst du dir Sorgen? fragt Hannelore. Wegen Moordachs?

Nein, sagt Repper. Dann: ja!  
Brauchst du nicht, sagt Hannelore. Ist doch alles da für ihn: die Badewanne und das Bettchen. Haben wir schon richtig ausgesucht, das Dreistufenbettchen. Da kann er noch drinliegen, wenn er zehn Jahre ...  
Überhaupt blöd: fremdes Blut, das sich krallt! denkt Repper. Ich war nie besonders im Aufsatz, aber so was Dämliches hätte ich doch nie zustande gebracht! Unser Lehrer Ontwisch hätte da an den Rand geschrieben: Miserabler Ausdruck!  
Und an Hemdchen und Jäckchen hat er schon alles für ein Jahr im voraus ...  
Repper denkt sich in Zorn: Der deutsche Faustmensch will an unseren Moordachs 'ran. In zwanzig Jahren soll Moordachs für diesen Knilch auf andere Menschen eindreschen und sich selbst dabei totschiagen lassen!  
Tante Herta will auch noch ein Riesenpaket schicken; wir sollen ihr nur schreiben, ob's ein Mädchen oder ein Junge ist, wegen der Farbe ...  
Der soll mir nur kommen, dieser Gedichtkranzflechter! Dem werd' ich schon Bescheid stoßen ...  
Da ist er schon. Da ist der Mann mit dem Pelzkrägelchen wieder und macht eine Verbeugung am ersten Bett und lächelt, und die Leute am Bett lächeln auch und geben dem Mann Geld und stecken die Karten ein. Am zweiten Bett ist es genauso – und jetzt ist der Mann bei Repper.  
Sie können die Gedichtkarten käuflich erwerben, sagt der Mann. Was Sie geben, steht ganz in Ihrem Ermessen.  
Was Sie da geschrieben haben, ist Bockmist, sagt Repper und will lauter werden. Aber da zupft ihn Hannelore am Ärmel. Und Repper denkt: Sie hat recht, ich darf hier gar nicht schreien. Wer weiß, was dann passiert. Dann versiegt den Müttern vielleicht die Milch in den Brüsten, oder sie erschrecken sich so, dass irgendwas wieder aufgeht. Nähte oder so ... Der Scharfmacher soll verschwinden!  
Nehmen Sie Ihre Karten wieder, sagt Repper.

Wie Sie wünschen, sagt der Mann. Offenbar sind Sie kein  
Freund von künstlerischen Dingen.  
Der Mann nimmt die Karten und legt sie zu dem Päck-  
chen, das er in der Hand hält.  
Auf Wiedersehen! sagt der Mann laut.  
Alle außer Repper sagen: Auf Wiedersehen!  
Hättest ihm doch die paar Karten abkaufen können, sagt  
Hannelore.  
Hätte ich nicht, sagt Repper.  
Gerade heute, sagt Hannelore.  
Gerade heute nicht, sagt Repper. Und erst jetzt fällt ihm  
ein, dass der Mann schlau ist, sich eine gute Zeit ausgesucht  
hat: Besuchszeit bei Wöchnerinnen! Eingelullt in gute  
Stimmung, da schlägt man nicht gern was ab. Da kauft  
man, wenn's hingehalten wird. Da kauft man auch einen  
Gedichtkranz, wo eine deutsche Faust drin vorkommt.  
Alles wegen des Babys. Alles gegen das Baby! Und in zwanzig  
Jahren wird das Baby von heute irgendwo im Keller  
verschüttet wie ...  
Verdammter Kram! sagt Repper.  
Fritz! bittet Hannelore. Magst du keine Gedichte?  
Die nicht, sagt Repper.  
Oder kennst du den Mann?  
Ja, der macht sich an Kinder heran, sogar an Babys.  
So einer ist das? – So einer? Passt denn die Polizei da nicht  
auf? Da müsstest du doch was unternehmen!  
Müsste ich.  
Und er sah gar nicht danach aus, sagt Hannelore.  
Hannelore trinkt wieder Apfelsaft. Wir müssen auf unseren  
Moordachs aufpassen, sagt Hannelore.  
Repper nickt.  
Als Repper wieder aus dem Krankenhaus heraus ist, fällt  
ihm ein, dass er die Rosen vergessen hat. Hab ich sie ans  
Fußende gelegt? Oder auf den Fußboden? Oder auf die  
Konsole neben die Apfelsaftflasche? – Hannelore wird's  
schon merken.



Porträtfoto, 1973.

## Beinahe bis zum Baggersee

»400 Gramm Aufschnitt«, sagt Niklas. »Etwas mehr Schwartemagen und Mortadella mit Pistazien drin.«

Die Verkäuferin am Fleischstand wiegt den Stoß Wurstscheiben, wickelt ihn mit müden Bewegungen in Folie und reicht Niklas das Päckchen mit welcher Freundlichkeit; es ist kurz vor Ladenschluss.

Niklas zieht mit einem Griff zwei Flaschen Buttermilch aus dem Regal, zählt zwölf Mohnbrötchen ab und schiebt sich mit seinem Einkauf durch das Nickelgeläuf vor der Kasse. Am Eingang des Superladens breitet sich schon die graue, blasige Lache der Schrubberbrühe aus. Niklas durchquert sie auf den Hacken. Am Ausgang beginnt er zu laufen; zu Hause ist Besuch. Tante Elfriede und Onkel Karl aus Bochum-Langendreer sind gekommen. Unangemeldet. Anmeldung von Verwandtenbesuch ist in Dorkapps Familie nicht üblich.

Wenn Besuch kommt, muss Niklas Aufschnitt holen. Für jede Person 100 Gramm. Und Tante Elfriede, Onkel Karl, Mutter und Niklas: macht 400 Gramm.

Aufschnitt holen bei überfallartigem Besuch. Das war schon so, als Niklas 6 war. Und das ist heute noch so, wo Niklas dreimal so alt ist.

Aufschnitt holen und unterwegs eine Scheibe Schwartemagen aufessen. Eine selbstgewährte Belohnung. Ein von der Mutter geduldeter Schwund.

Niklas faltet die Scheibe sorgfältig und schiebt sie in den Mund. Niklas bleibt jäh stehen und schluckt die Scheibe Wurst fast unzerkaut hinunter. Er macht zaghafte Versuche, noch einen Schritt zu tun. Er steht. Er schlackert mit der Plastiktüte linksisch hin und her.

Beate Effling kommt. Sie tänzelt im moosgrünen Hosenanzug und mit schwarzem Pudeln zwischen den Schollen aufgerissenen Asphalts auf dem Bürgersteig. Sie nimmt die

Huldigungspfliffe der Tiefbauarbeiter hinter den Flatterbändern gelassen entgegen und schiebt sich an einem parkenden Bus der Stadtbücherei auf den Ladeneingang zu. Als sie an Niklas vorbeigeht, drückt sie ihm die rote Hundeleine des Pudels in die freie Hand. »Halt mal den Rififi, Dorkapp!« befiehlt Beate Effling.

So ist Beate! Obgleich sie jahrelang mit Niklas in der gleichen Schulklasse war, kriegt er nur seinen Hausnamen ab. Dorkapp! Dorkapp und nichts davor und nichts weiter. Niklas' wütendes Zischen erreicht Beate nicht mehr. Auch als Niklas »Ziege« sagt, hört es nur der Pudel. Aber er weicht weniger vor diesem Wort zurück als vor Niklas' wütendem Gesicht.

»Ist schon gut«, sagt Niklas beruhigend. »Du kannst nichts dafür, wenn Beate hochnäsig ist. Ich bin ja auch nur so klein für sie. Mit Hut.« Niklas deutet mit Daumen und Zeigefinger die Höhe einer Streichholzschachtel an. »Ich mach ja nur zerdötschte Autos wieder heil. Und sie studiert jetzt Sozialogie oder wie das heißt. Da kommt unsereiner an so was nicht mehr ran.« Niklas geht in die Kniebeuge und krault Rififi das Fell. Der Hund schmiegt sich in die große Hand hinein, deren Fingernägel in einem schwarzblauen Ölbett liegen.

»Danke, Dorkapp!« sagt Beate und nimmt Niklas die Hundeleine wieder ab. Flüchtig streift sie dabei über seinen Handrücken. »Musste nur noch ›french dressing‹ holen. Mein alter Herr isst seinen Salat nur mit ›french dressing‹.« »Aha«, sagt Niklas. »Schön fatzkig!«

Das Eingangsgitter des Supermarktes rasselt herunter und rastet mit einem schwachen Knall in die Halterung.

Niklas ist nicht sicher, ob das heruntergelassene Sperrgitter seine Bemerkung unhörbar gemacht hat. Darum sagt er noch einmal: »Frenschdressink! Schön fatzkig!«

»Niklas, du hast einen eindrucksvollen Umriss, um das Fremdwort Silhouette zu vermeiden. Und bei einem Blick auf deinen Bizeps sieht man, dass du Mucki hast. Aber hier,

Junge, was ist hier drin?» Dabei tippt Beate sanft auf seinen Kopf.

»Wie finde ich denn die Berührung meines Schädels ohne amtliche Genehmigung?» fragt Niklas. »Aber schönen Dank, dass dir mein Vorname wieder eingefallen ist. Lässt sich noch auf Niki abkürzen. Wie früher. Und was in meinem Kürbis ist? Na, weißt du: auch wenn ich nicht Soziologie studier'! Wenn ich ein kaputtes Auto wieder hingetrimmt hab', kann ich auch eine tipptoppe Rechnung dafür machen, manchmal mit vier Ziffern links vorm Komma!«

»Was hast du gerade gesagt, Soziologie?»

»Das studierst du doch, oder nicht?»

Beate Effling sagt: »Aua-Aua!« Sie sagt es so laut und unter bitterem Gelächter, dass die Arbeiter zwischen den Asphaltbrocken und die Leute im Bücherbus aufschauen. »Da siehst du, Niklas, was ich meine. Ich studiere nicht Soziologie. Ich studiere Soziologie!«

»Und was ist das?»

»Die Soziologie fragt nach Sinn und Formen des menschlichen Zusammenlebens, ihrem geschichtlichen Wandel und den sie gestaltenden Kräften! So!« Beate hat diesen Satz heruntergeleiert wie ein Laborant die Formel zur Herstellung von Schmierseife.

»Sinn des menschlichen Zusammenlebens?» sinniert Niklas.

»Davon hast du aber noch nicht viel begriffen, Beate!«

»Nananana!« protestiert Beate.

»So wie du mit den Menschen umspringst! Mit mir zum Beispiel! Und so was wollte ich mal heiraten, als ich acht war!«

»Du musst mal den Arzt wechseln, Niklas. Heiraten? Mich? – Mein Mann muss über mir stehen.«

»Du tickst wohl nicht richtig«, sagt Niklas. »Über dir stehen?»

Ein paar Regentropfen schlagen winzige dunkle Mulden in den Straßenstaub. Beate schaut schräg nach oben. Dann sagt sie in den schlappen Regen hinein: »Über mir stehen

heißt, dass mein Mann mehr wissen muss als ich. Ich habe Abitur. Also muss mein Mann mindestens den Doktor haben. Und wenn ich meinen Doktor gebaut habe, muss mein Mann Professor sein!«

»Und wenn du selbst Professor bist, dann muss dein Mann der liebe Gott sein, was?« Niklas gelingt ein trockenes Lachen. »Mehr wissen als du? Ha, das kannst du haben, Beate, auch bei mir schon.«

»Dann frag doch mal etwas, bitteschön!« sagt Beate und blickt Niklas amüsiert und frech zugleich an.

»Gut«, sagt Niklas. »Was ist eine Hardyscheibe?«

»Das ist – das ist vielleicht – das ist, wenn jemand eine Mattscheibe hat wie Oliver Hardy in Dick und Doof-Filmen? Gängiger volkstümlicher Ausdruck für blödsinniges Verhalten?«

Niklas sagt gar nichts. Er beugt sich nur tief herunter, wiegt seinen Oberkörper unter lautlosem Lachen und lässt seine Schultern zucken.

»Du wirst geschmacklos!« sagt Beate. »Lass gefälligst die Gymnastik und erkläre mir deine Hardyscheibe.«

Niklas richtet sich gehorsam wieder auf.

Der Regen ist dichter geworden. Rififi winselt. Die Tiefbauarbeiter sind unter einer Persenning, die wie ein geblähtes Segel über einem Grabenstück liegt, in Deckung gegangen. Der Bücherbus scheint verlassen. Die Tür zum leeren Führerhaus steht offen.

»In den Bücherbus!« ruft Niklas. »Bis der Schauer vorbei ist.« Er rennt los. Beate Effling mit dem schwarzen Pudeln hinterher.

Über dem Lenkrad des Bücherbusses ist Niklas Dorkapp wie zu Hause. Seine Hände gleiten zärtlich über die Gangschaltung. Mit dem Fingerknöchel schlägt er prüfend gegen die Armaturen.

Beate Effling stellt Rififi zwischen sich und Niklas auf das Sitzpolster und wischt sich die Regennässe aus dem Gesicht. Sie schaut dabei auf die Hände von Niklas. Die Hän-

de sind anders als vorhin, als Niklas den Plastikbeutel schlenkerte und das Hundehalsband hielt. Die Hände sind jetzt sicher. Die Hände sind so, dass Beate ihre Hand dort hineinlegen möchte.

»Noch neugierig?« fragt Niklas.

»Auf was?« fragt Beate.

»Auf die Hardyscheibe?«

»Natürlich«, sagt Beate und macht die Tür zum Führerhaus zu. »Darum bin ich schließlich mit dir gegangen. Also?«

Also, Hardyscheibe, das ist beim Motor ein trockenes Flachgelenk, das bei geringer Schräglage bis zu fünf Grad das Drehmoment der Hinterachse überträgt.«

Niklas wartet darauf, dass Beate wieder lacht. Beate lacht nicht. Sie wartet. Der Regen pladdert auf den Bücherbus und zeichnet wechselnde Wassergrafiken an die Windschutzscheibe.

»Das hätte ich nicht gewusst«, gibt Beate zu.

»Na ja«, brummt Niklas. »Hab ich auswendig gelernt. Für meine Gesellenprüfung.«

»Aus einem Buch?« fragt Beate.

»Ja, aus einem Buch!« wettet Niklas los. »Denk dir, Beate, ich kann lesen und schreiben, und bei uns zu Hause ist das Essbesteck schon erfunden. Du warst doch dabei, als ich lesen und schreiben gelernt habe! Du hast doch neben mir gegessen! Und vorgesagt haben wir uns auch!«

Der unerwartete Ausbruch Niklas' nach der einlullenden Stimmung im Führerhaus bringt auch Beate wieder in Harnisch: »Wir uns vorgesagt? Ich dir! Aber du nicht mir!«

»Und beim Bruchrechnen, edle Dame? Wieviel ist ein Viertel geteilt durch ein Viertel? Das weißt du doch bis heute nicht, du – du – Soziologin!«

»Ich weiß es, aber ich sag dir's nicht«, sagt Beate und ist für Niklas wieder acht Jahre alt.

»Soll ich dir noch mal vorsagen, wieviel ein Viertel geteilt durch ein Viertel ist?« fragt Niklas und versucht, dabei etwas Väterliches in seine Stimme zu bekommen.

»Ist's ein Achtel?« fragt Beate unsicher.  
»Uaaaaah!« schüttelt sich Niklas. »Darf's achtmal so viel sein?«  
»Wieso lass ich mich eigentlich von dir schulmeistern?« fragt Beate und bringt ihr Gesicht nahe an die Augen von Niklas. Im Zorn. Und dann nimmt sie entschlossen Rififi unter den Arm und will zum Bücherbus hinaus.  
Da vibriert das Führerhaus. Wie große Käferbeine drücken die Scheibenwischer das quirlige Wasser auf der Windschutzscheibe zur Seite. Niklas löst die Gangschaltung. Der Bücherbus setzt sich träge in Bewegung.  
»Hast du einen Hau?« fragt Beate und setzt sich kerzengerade, wobei sie ihre Arme schützend um den schwarzen Pudel und die weiße Flasche mit french dressing legt.  
Niklas ist behaglich zumute. Er steigert das Tempo. Lastwagen? Busse? Kleinigkeit für ihn. Es gibt wenige Fabrikate, die er nach der Reparatur nicht wieder hat einfahren müssen. Da wird er auch mit so einem motorisierten Bücherkarren noch fertig.  
»Wohin soll ich fahren?« fragt Niklas.  
»Nirgendwohin«, sagt Beate. »Lass mich raus!«  
»Ich fahre an den Baggersee, wo wir am ersten Ferientag immer um die Wette geschwommen sind.«  
Und Niklas fährt an den Baggersee. Er steuert das bücherbeladene, schaukelnde Fahrzeug geschickt durch die furchigen Sandwege. Er bringt den Bus so nahe an das hellgrüne Wasser, dass die Kieselsteine unter Knattern von den Reifenwänden in den großen Tümpel hopsen.  
Niklas hält rucklos an und hilft Beate mit einer lässigen Handbewegung aus dem Führerhaus. Er lässt das Mädchen auf einer umgekippten Lore Platz nehmen, breitet ein Plaid mit großen Karos vor Beate aus. Und er bewirtet sie mit Aufschnitt und Mohnbrötchen und Buttermilch, und Beate sagt: »Niklas!«

Harte Faustschläge, unter denen die Führerkabine dröhnt. Eine aufgeregte Stimme aus dem Bücherabteil hinter Niklas und Beate: »Halten sie auf der Stelle an! Auf der Stelle!« Niklas drückt das Bremspedal herunter und zieht mit der Handbremse nach. Das quietschende Geräusch der Reifen, die den nassen Asphalt radieren, ernüchtert Niklas. Er ist nicht am Baggersee. Er ist nicht weitergefahren als von einem Lichtmast zum anderen.

Wieder die aufgeregte Stimme. Diesmal von der Seitenscheibe: »Was fällt ihnen ein? Wer sind sie überhaupt? Ich bin der Fahrer! Ich!«

Niklas sieht einen grämlichen Mann in einem braunen Kittel. Der Mann zerrt am Griff und klopft gleichzeitig gegen die Scheibe. Darum gelingt es ihm lange nicht, die Wagentür zu öffnen. Als sie endlich nachgibt, greift der grämliche Mann sofort zum Zündschlüssel und reißt ihn heraus.

»So, und jetzt hauen Sie ab! Mit Ihrer Komplizin!«

»Ich wollte ...«

»Sie haben gar nichts zu wollen! Raus! Sonst gibt es Scherereien! Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?«

»Ich soll doch nicht reden«, sagt Niklas. »Ich habe ja nichts zu wollen!«

»Wieso lassen Sie überhaupt die Wagentür auf?« fährt Beate den Kittelmann an. Sie vergisst ihm nicht, dass er sie »Komplizin« genannt hat. »Und wieso lassen Sie den Zündschlüssel stecken. Scherereien? Die kann es auch für Sie geben. Und schließlich ist Niki keine sechzig Schritte weit gefahren. Bewusst hat mein Freund den Wagen sicher nicht angelassen!«

»Schöner Freund!« sagt der Fahrer.

»Warum nicht?« fragt Beate. »Und auch sonst – wissen Sie, was eine Hardyscheibe ist?«

»Raus jetzt!« sagt der Mann im braunen Kittel und rappelt wütend an der Tür.

»Kann man hinten in den Bücherbus?« fragt Niklas.

Der Fahrer antwortet nicht.  
»Willst du denn da hinein?« fragt Beate. »Was willst du denn da?«  
»Nur so 'ne Idee!« sagt Niklas. »Ich muss sowieso erst den Aufschnitt ...!«

## Ein dreckiger Fluss

Der Mann ließ den feuchten, geflickten Rucksack zwischen die Schuhe hinunter. Dann schaute er über das Brückengeländer auf den Fluss.

Der Mond stand hinter einer Wolkenschraffur. Das Licht von ein paar entfernten Bogenlampen genügte, um das schwarzschlammige, von Milliarden Giftmolekülen aus den Kloaken der Industrie vergewaltigte Wasser da unten schillern zu lassen.

Lange stand der Mann, starrend. Nach einem Dutzend Minuten konnte er Einzelheiten auf der Flussoberfläche ausmachen: eine ihm zunickende Flasche, einen raschen Wirbel, ein Korkstück, den gedunsenen Kadaver eines Tieres, der dreimal an das glitschige Ufer stieß und wieder zurückgerissen wurde vom schleichenden Dreckwasser. Jetzt erkannte der Mann das Tier: eine Ratte, langsam und ungeheuer träge dahinschaukelnd, wie die Regulation des schwarzen Flusses es befahl. Vorher nervös gewesen, dachte der Mann, raffgierig, beutesicher und fluchtflink, jetzt gleichgültig, harmlos, gemütlich: so 'ne Ratte! Jetzt ist sie weg! Unter der Brücke.

»Sie zögern?«

Der Mann am Brückengeländer drehte den Kopf ein wenig. Er erkannte ein Brillengesicht und eine Kordjacke. »Ja, ich zögere!« sagte er.

»Mit Recht«, sagte das Brillengesicht leise und schob sich näher heran. »Sie schauen auf die Emscher. Wollen was loswerden. Immer hinein in den Dreckstrom, denken Sie vielleicht. Ich denke aber: ist kein Dreckstrom, wahrhaftig nicht.« Jetzt war das Brillengesicht so nah, dass der Kordstoff am Ellbogen die Hand des Mannes auf der Geländerbrüstung berührte. Der Mann zog seine Hand näher an die Brust. »Sehen Sie«, sagte das Brillengesicht, »ich denke mir den Strom als Ader, als Ader, die das Dreckblut wegzuführen hat, als Vene. Steckt in einem gesunden Organismus.

Gucken Sie doch mal rein da unten. Ölflecken sehen Sie, ganze Lachen, nicht? Hat mal in Maschinenleibern gesteckt, dieses verbrauchte, kraftlose Öl, das es nun ist. Und die Pulle da stand auf einer kleinen Festlichkeit, abends, bei fröhlichen Leuten. Bei 'nem Bergmann, vielleicht, der 'ne Prämie gekriegt hatte. Und da, der kleine Ball, ist von einem Kinderspielplatz in die Emscher geflogen. Das Kind hatte zu weit geworfen. Zuviel Kraft schon. War kerngesund, das Kind, mitten im Kohlenpott. Vieles ist gesund hier, wenn die Leute auch manchmal nicht so aussehen, morgens in den Zügen und Straßenbahnen ...«

»Und abends an den Brücken«, sagte der Mann.

»Ja«, nickte das Brillengesicht. »Gesund sind die Kinder und Frauen trotzdem. Zäh sind sie, gegerbt von der Rußluft. Aber gesund. Die schmeißt keiner so leicht um, im Leben, meine ich. Und warum nicht?«

Das Brillengesicht spuckte. Es wartete, bis es unten leicht »plotsch« machte, dann sagte es weiter: »Weil es hier rundgeht zu beiden Seiten der Emscher, weil geschuftet und verdient wird. Und weil jeder was verdienen kann, 'nen kräftigen Batzen sogar, wenn er ranhaut, jawoll. Nicht wie früher, wo es keine Arbeit gab. Sicher, da war die Emscher noch weiß, aber da war auch die Haut der Hungernden weiß in Berlin und Fiume und Danzig und Bratislava und wer weiß, wo die Ruhrgebietler alle hergekommen sind, als hier die Kohle aus der Erde gerissen wurde. Hier kann jeder leben.«

»Ja?« fragte der Mann.

»Bestimmt!« sagte das Brillengesicht. »Natürlich meint man auch manchmal, es gäbe zu viele Menschen hier oder zu viele Tiere, und dann hat man Angst und will dafür sorgen, dass weniger Lebewesen umherlaufen, nicht wahr?«

»Kann sein«, sagte der Mann. »Kann gut sein!«

»Na also!« sagte das Brillengesicht. »Hier ist noch viel Platz. Keiner braucht Angst zu haben.«

Der Mann schaute jetzt voll in das Brillengesicht hinein. Nachdenklich. Ruhig. »Ich glaube, sie haben recht!« sagte er nach vielen Atemzügen. »Der Dreck da unten muss wohl sein. Ganz ohne Dreck geht es offenbar nicht.«

»Wir wollen ihn nicht noch stärker machen, den Dreck«, stimmte das Brillengesicht zu. »Wir wollen leben lassen, was lebt, einverstanden?«

»Einverstanden!« sagte der Mann.

»Dann geben Sie mir bitte die armen Dinger, die Sie im Rucksack haben und da hineinschmeißen wollen. Ich bin vom Tierschutzverein. Wir haben in der Stadt ein Häuschen für solche Kreaturen.«

Der Mann stutzte und lachte dann voll in das Brillengesicht hinein. »Sie sind gut«, prustete er. »Sie Tierschutzverein!«

Der Mann zerriss die ganze Dunkelheit mit anhaltendem Gelächter. »Tierschutzverein«, sagte er. »Nicht schlecht. Da im Rucksack sind Klamotten, mit denen ich vor acht Jahren aus der Gefangenschaft wiedergekommen bin. Inzwischen habe ich ein Auto, ein Häuschen und eine Frau. Vielleicht war das zu viel. Darum hatte ich mein altes Marschgepäck wieder in den Rucksack getan. Wollte mich abmelden zu letzten Spähtrupp. Aber, Sie oller Tierschutzverein ... kommen Sie, lassen Sie uns einen trinken!«

## Kein Wein mit Schaum für Agostino

»Was ist mit dem Mann da?« fragte Haberkaul das Mädchen hinter dem Tresen.

»Wen meinen Sie denn?«

»Na, den traurigen Schwatten da, am Tisch bei der Säule.«

»Den Sizilianer?«

»So, aus Sizilien kommt der, aha!« sagte Haberkaul und drehte sich wieder mit dem Bauch zum Schanktisch.

»Aus Sizilien, nicht aus Silizien«, verbesserte das Mädchen spitz.

»Woher wissense denn dat, dat der Schwatte aus Si-zi-lien kommt?« fragte Haberkaul und betonte die fremde Geografie.

»Weil vorhin 'n ganzer Transport aus Sizilien gekommen ist«, sagte die Schankmamsell.

»Und wo sind die anderen?«

»Weg«, sagte das Mädchen.

»Wieso weg? Geben Sie mir noch 'n Bier«, sagte Haberkaul.

»Na ja, der ist übriggeblieben, vor 'ner Stunde. Er wollte sich 'ne Ansichtskarte holen, draußen am Zeitungsstand. Und in der Zeit wurde der Trupp abgeholt. Von der Firma. Und die haben gar nicht bemerkt, dass der Ansichtskartenholer nicht dabei war, als sie abrückten. Denn das mit der Ansichtskarte dauerte lange, können Sie sich denken. Wo der Mann doch nur einen Schnellkurs Deutsch mitgemacht hat, ein paar Wochen vor dem Abreisen.«

»Und was wird jetzt?« fragte Haberkaul.

»Die holen ihn in einer halben Stunde ab«, sagte die Schankmamsell. »Als er so allein in der Bahnhofshalle 'rumlief und sich die Augen ausguckte, da hat einer von der Bahnpolizei sich die Papiere zeigen lassen. Und dann haben sie die Unterkunft angerufen, damit er abgeholt wird. Mit auf die Wache wollten die Polizisten den Mann nicht nehmen, weil er doch nichts ausgefressen hat. Da haben sie ihn

eben in meinen Wartesaal reingesetzt. Heißt ja schließlich auch Wartesaal, weil er zum Warten da ist.«

Das Mädchen lachte so dünn, wie ihr Späßchen es zuließ. Haberkaul rollte sich von der Thekenkante so weg, dass er den Sizilianer wieder voll ansehen konnte. Der Schwarzhaarige drehte ratlos den flaschengrünen Reklame-Aschenbecher auf der gescheuerten Tischplatte. Ein angetrunkenes älteres Paar marschierte stramm zwischen Haberkaul und dem Sizilianer durch. Die grobknochige Frau im großgeblühten Kleid wirbelteforsch ein winziges Täschchen an langer Tragkette durch die veratmete Luft. Die Frau sang mit rauchiger Stimme: »Abereinz, abereinz, das bleibt bestäääh, Borussja Dortmund wird nicht uuuntärgäh!« Der Sizilianer lauschte dem fremden Stammesgesang mit solcher Kümmernis, dass man merkte, er hatte bestimmt andere Vorstellungen vom Belcanto als die daherstampfende Vereinsenthusiastin.

»Meine Güte«, sagte Haberkaul über die Schulter zur Schankmamsell. »Ist der Mann traurig! Der hat sicher jetzt schon Heimweh. Bringen Sie dem Schwatten auch 'n Bier, ja, auf meine Rechnung, bitte!«

Er sagte das letzte Wort sehr gespreizt und zeigte dabei mit ausgestrecktem rechten Daumen auf seine Brust. Weich und wolkig sprudelte es aus dem Zapfhahn. Haberkaul beobachtete selbstzufrieden, wie das Mädchen den Bierdeckel vor den Sizilianer legte und das volle Glas daraufstellte. Verdutzt blickte der Dunkle auf. Er krümmte beide Handflächen aufwärts, so, dass sich die Spitzen der kleinen Finger berührten. Die Hände bildeten einen großen Pfeil. Mit diesem Pfeil zeigte er auf das Bier und zog fragend die Schultern hoch. Das Mädchen deutete auf Haberkaul.

Haberkaul stemmte sich mit den Ellenbogen etwas vom Tresen hoch und winkte dem Sizilianer lässig zu. Der Schwarzhaarige zögerte. Dann neigte er leicht den Kopf und sagte: »Grazie, tante, eh villen Dank, mein Herr!« So, wie der Kursus es ihm beigebracht hatte, sagte er es. Überdeutlich. Mit feierlicher Steifheit.

Die Schankmamsell ging zu ihrem Zapfhahn zurück. Haberkaul hob sein Glas aus der Wasserpfütze des kupfernen Tresenbeschlages, präsentierte es dem Sizilianer und rief: »Prost-prösterchen, Signor Sizilien!«

Der Schwarzhaarige lächelte hilflos, schüttelte den Kopf und starrte wartend auf sein Bier.

Haberkaul nahm einen kräftigen Schluck, rasch und ärgerlich. »Na, mein Junge, von alleine fließt das Bier dir nicht in den Mund. Da musst du das Glas schon hochheben!« brummte er und ging mit dem viertelvollen Glas, in dem das Bier unruhig schlackerte, auf den Tisch des Sizilianers zu.

Der Schwarzhaarige stand unschlüssig auf und setzte sich einen Stuhl weiter. Einladend zeigte er auf den freigewordenen Platz. Haberkaul stolperte über einen mit Stricken zusammengehaltenen Pappkoffer und einen geflickten Rucksack, bevor er sich auf den schmalen Stuhl niederlassen konnte. Der Sizilianer hatte gut darauf gepasst. Bei Haberkaul drückten sich die Hinterbacken zu beiden Seiten über die Sitzfläche.

Haberkaul tippte ans Glas des Sizilianers und begann das Gespräch mit einem kindlichen Kauderwelsch: »Nix mögen Bier, du?«

Der Dunkle zog mit dem Finger einen Kreis um das Glas, das mit Wasserpickeln beschlagen war. Er zog den Kreis an der Stelle, wo der Schaum heruntertrocknete.

»Warten, bis Weißes weg! Sonst stupido!« Der Sizilianer rieb sich die Schläfe.

Haberkaul sinnierte missmutig wie über einem unlösbaren Rätsel. »Warten, bis Weißes weg?« wiederholte er fragend.

»Und sonst stupido? Der will mich wohl auf'n Krampf nehmen? Weißt du, was er meint, Karl?« fragte Haberkaul zum Tresen hin, wo inzwischen ein Mann stand in einem grauen, plusterigen Arbeitsanzug, der ihn zum Teddybär machte.

»Nö«, sagte Karl und setzte sich außer Sichtweite hinter den Garderobenständer. Knifflige Fragen hatte Karl nicht gern.

»Und wissen Sie vielleicht, was unser Signore hier meint?« fragte Haberkaul die Schankmamsell, die mechanisch die Gläser im Metallbecken wusch und dabei den unbeholfenen Disput der Männer lächelnd verfolgte.

»Ich glaube, der Signore mag den Schaum auf dem Bier nicht. Er will warten, bis das Bier verschalt ist. Vielleicht steigt's ihm sonst in den Kopf«, sagte das Mädchen.

»Aber da leck mich doch einer an die Täschi!« rief Haberkaul. Er war tief betroffen. Man sah es seinen staunend aufgerissenen Augen an. »Bier nix gut schmecken, wenn Weißes weg!« redete er auf den Sizilianer ein. »Weißes bestes an Bier. Weißes zwei Daumen breit sein müssen. Dann Bier prima!« Haberkaul zeigte das Maß an seinem Glas. Dabei sah er, dass er es inzwischen leer getrunken hatte. »Bringen Sie mir noch'n Bier, nee, uns zwei!« kommandierte er dem Mädchen. Dann wandte er sich erneut und beschwörend an den Sizilianer. »Schaum ist Blume, ist Feldweibel. Du wissen: Feldweibel?«

»Feldweibel, si, si!« nickte der Dunkle. Er freute sich, dass er endlich etwas verstanden hatte. »Feldweibel, si, si. General in Germania, großer Mann!«

Haberkaul wollte auf den Tisch hauen, aber er bezwang sich und fragte mit betont freundlicher Stimme: »Wie du heißen? Name? Ich heißen August, August Haberkaul.«

»August? Ich Agostino! Ich selbe wie August!« August und Agostino lachten. Das Mädchen, das die frischen Biere auf den Tisch stellte, lachte auch und setzte sich zu den beiden. Es war kein Betrieb an der Theke.

»Also, Agostino, avanti!« sagte Haberkaul. Er zeigte auf das soeben gezapfte Bier. »Dies gut, weil weiß!« Jetzt schob Haberkaul das verschaltete Bier vom Körper des Sizilianers weg. Unter einer Grimasse des Abscheus sagte Haberkaul: »Und dies gar nix gut, weil nix weiß! Brrrr!« Und Haber-

kaul schüttelte sich, als mute man ihm zu, Spülwasser zu trinken. »Du jetzt trinken, so gluckgluck!« Haberkaul setzte sein Glas an die Lippen und schluckte sich verzückt bis ins letzte Drittel hinein. Dann stöhnte er behaglich »Aaaaaahhhh!« und blickte zur sperrholzgetäfelten, verräucherten Decke hinauf, als sei von dort Manna auf ihn herabgeflossen.

Jetzt fasste Haberkaul den Sizilianer scharf ins Auge und sagte bestimmt: »Du auch, gluckgluck!«, dass der Dunkle verwirrt zu seinem Glas griff und es ebenso bis zum letzten Drittel leertrank. Sogar den Augenaufschlag zur Wartesaaldecke glaubte er Haberkaul schuldig zu sein und das gedehnte »aaaaahhh!«

»Na, schmeckt's?« fragte Haberkaul und rieb sich den Bauch. Der Sizilianer hob das Kinn und bohrte mit dem Finger tief in das eingefallene Wangenfleisch.

»Was bedeutet das denn schon wieder?« fragte Haberkaul.

»Soll das etwa 'n verrutschtes Doofzeichen sein?«

»Italiener machen immer so, wenn sie etwas besonders gern haben«, erklärte das Mädchen. »Hab ich oft gesehen.«

Jetzt trank der Sizilianer den Rest seines Biers aus. »Prima volta«, sagte er und versuchte rasch zu übersetzen: »Erste Mal, ich dies gluckgluck!«

»Soll der tatsächlich zum ersten Mal Bier getrunken haben?« wunderte sich Haberkaul.

»Na ja, in Sizilien«, sagte das Mädchen. »Wer weiß, aus welchem verlassenen Nest der kommt!«

»Dann soll er gleich in der Übung bleiben«, beschloss Haberkaul. »Eine neue Lage für Agostino und für August!« sagte er grinsend.

»Momentito!« unterbrach der Dunkle und hob den Zeigefinger. »Jetzt Agostino dran!«

Der Sizilianer schnallte die Klappe seines prallen Rucksacks auf, wühlte sich mit der Hand hinein Und zog eine bauchige Flasche hervor. »Marsala!« rief Agostino, schnalzte und stellte den tiefroten Ballon zwischen die Biergläser. »Du bringen neues das hier?« bat er und wies auf die Gläser. Die

Schankmamsell stand auf und holte zwei Pokale, die hier mehr als Zierde als zum Gebrauch auf dem Regal standen. Der Sizilianer hob drei Finger in die Luft und sagte: »Per favore«. Das Mädchen holte ein drittes Weinglas. Agostino öffnete die Flasche, ließ den Korken einige Male über das tintige Glas zwitschern und goss dann elegant ein. Jeder bekam seinen Pokal in die Hand.

»Darf man das denn jetzt so trinken, nach den vielen Bierchen, die ich schon intus habe?« fragte Haberkaul.

»Wein auf Bier, rat ich dir«, zitierte die Kellnerin.

»Na, denn Prost!« schlug Haberkaul vor und setzte mit einem Ruck den Weinkelch an den Mund. Doch der Sizilianer griff ihm leicht in die Ellenbeuge. »Dies nix Bier«, sagte er leise. »Dies vino Marsala! Dies lentemente gluckgluck! Erst probare!«

Und Agostino hob seinen Pokal gegen das trübe Deckenlicht, kniff ein Auge zu und blinzelte durch Wein und Glas. Dabei sagte er: »Colore? – Colore gut!«

Nun bewegte er den Pokal unter seiner schnuppernden Nase her und hin. »Odore? Odore auch gut!«

Und dann nippte er, jagte den winzigen Schluck von einer Wangentasche in die andere und nickte befriedigt. »Sapore? Sapore auch gut! Jetzt Salute!«

Und er schlürfte behutsam, aber hörbar. Haberkaul und das Mädchen machten es ihm nach.

»Jetzt du sagen, August, wie ist!« forderte Agostino selbstsicher.

Haberkaul wollte sich erst über den Bauch streichen, besann sich aber und drückte den Zeigefinger in die Backe. Der Sizilianer freute sich.

»Möönsch, das ist Klasse, das mit dem Codore, Sapole ...«

»Colore, Odore, Sapore«, stellte Agostino richtig.

»Also das mit dem Colore, Odore, Sapore ist prima. Da kann man nicht 'reinfallen. Werd' ich den Skatbrüdern mal vorexerzieren. Und meiner Alten, nicht zu vergessen«, schmunzelte Haberkaul.

»Importante, eh, wichtig ist: kein Weißes auf Vino! Wenn Weißes, dann stupido!«

»Ah, jetzt weiß ich auch, warum der Signore so misstrauisch war wegen dem Schaum auf'm Bier«, sagte die Schankmamsell. »Der dachte, das Bier gärt noch und macht ihn krank. Der hat gedacht: Bier gleich Wein!«

»Frollein, ist bei Ihnen ein Italiener abgeliefert worden?« Die Dreierunde hatte den fremden Herrn im Trenchcoat nicht herankommen sehen.

»Ja, sind Sie vom Trupp, von der Firma?«

»Ich bin der Dolmetscher und soll den verlorenen Sohn abholen«, sagte der Trenchcoat-Mann und nahm seinen Hut ab – »Einen Signor Agostino Fallabri!«

»Pronto!« sagte der Sizilianer und zurrte seinen Rucksack zusammen. »Und Arrivederci!«

»Moment mal«, sagte Haberkaul zu Agostino. Und zum Mädchen: »Haben Sie was zum Schreiben?«

Die Schankmamsell schob ihm Notizblock und Kugelschreiber hinüber. Haberkaul kritzelte. Er drückte den Zettel dem Sizilianer in die Hand. »Adresse!« sagte er.

»Haus meins, casa, weißt du?«

»D'accordo«, sagte Agostino. Er hatte verstanden.

## Ich bete an die Macht der Linie oder Aufstieg und Fall des Linienrichters Jonas Klucks

Jonas Klucks aus Unna hatte den Schieds- und Linienrichterkurs mit Auszeichnung bestanden. Auch den Zusatzlehrgang für internationalen Fußball absolvierte er summa cum laude.

Klucks wurde in den ersten Monaten von vielen Schiedsrichtern, Spielern, Vereinen und Zuschauern geschätzt. Er war stets auf der Höhe des Balls. Sein Laufpensum und seine Fixigkeit wurden bestaunt. Die Zeichen mit der kleinen Fahne waren akkurat wie die eines Signalgastes auf Nelsons Flaggschiff. Jonas Klucks zählte schon sehr bald zur Elite der Linienrichter. Auf dem Höhepunkt seines wohlthätigen Wirkens bestanden die Nationalspieler von Ghana und Obervolta darauf, dass Jonas Klucks zu ihrem Länderkampf eigens nach Afrika eingeflogen wurde. Klucks Vorgänger, ein Afrikaner aus Kenia, war wegen angeblicher Unkorrektheit vom Spielplatz gesteinigt worden.

Bei solcher weltweiter Anerkennung wurde Jonas Klucks allmählich vom Übermut angefochten. Er wollte prüfen, wie stark seine Macht war. So gab er gelegentlich der Mannschaft den Einwurf, die das Aus geschossen hatte. Auch signalisierte er dem Schiedsrichter, dass Heckenbecker von Bumsbeim im Strafraum gefoult wurde, obwohl das Holzen deutlich drei Meter vor der Grenze stattfand. Dadurch kam es zum berühmten Elfmeterschuss von Oberpacker, der die Mannschaft von Lüttringhausen in die Bundesliga katapultierte.

Erstes Aufmüpfen gegen seine Fehlentscheidungen wusste Jonas Klucks strikt zu dämpfen. Er wies darauf hin, dass er nicht von ungefähr *Linienrichter* sei. Er habe zu richten, und nach ihm habe man sich zu richten! Oberster Grund-

satz für jeden Verein müsse diese Zeile sein: »Ich bete an die Macht der Linie!«

Zu öffentlichem Aufsehen größeren Ausmaßes kam es erst, als Jonas Klucks sich vor dem Spiel Bundesrepublik gegen Portugal einige Stunden zuvor heimlich auf das Spielfeld begab, eine Linie auslöschte und wellenförmig neu zeichnete. Das Durcheinander wegen der strittigen Aus-Entscheidungen wurde so groß, dass der Schiedsrichter das Spiel unterbrechen und Linienzeichner anfordern musste, die Klucks' hinter sinnigen Streich korrigierten.

War Jonas Klucks als Urheber der krummen Auslinie noch unentdeckt geblieben, so handelte er sich eine erste Schiedsrichterrüge ein, als er mitten im Spiel daranging, eine Zweitlinie parallel zur ersten zu pinseln. Der Abstand von Linie zu Linie betrug drei Schritte. Den schmalen Teil des Spielfelds zwischen den Linien erklärte Jonas Klucks zum »Klucksraum«. Bälle, die in diesen Bereich gerieten, durfte nur er spielen. So dribbelte er mehrere Male die Spielfeldlängen auf und ab.

Doch jetzt wurde Jonas Klucks völlig vom Linienwahn erfasst. Den Fußballplatz von Dortmund verunzierte er einen Tag vor dem Spiel der Borussen gegen den 1.FC Nürnberg mit lauter Kreuz- und Querlinien. Das Westfalenstadion glich einem Labyrinth, in dem die Spieler beider Mannschaften verzweifelt umherirrten und ständig Eigentore schossen.

Zur Zeit ist Jonas Klucks für ein Jahr vom Deutschen Fußballbund für jede Art von Mitwirkung bei Spielen gesperrt. Für die Stadien, die er mit dem Linientick heimsuchte, hat er sogar Betretungsverbot als Zuschauer.

Der Psychiater, den der Deutsche Fußballbund für Jonas Klucks engagierte, hält den Patienten auch nach Ablauf der Sperrfrist für nicht mehr einsatzfähig. Während der eingehenden ersten Untersuchung hat Jonas Klucks den Diwan des Nervenarztes mit einem Linienmuster bestrichen und den Fußboden der Praxis in Mittelfelder und Strafräume

aufgeteilt. Die Linien wurden dann von ihm die Wände heraufgemalt und an der Decke zentriert auf den metallenen Strahler zugeführt.

Ganz arbeitslos ist Jonas Klucks allerdings nicht.

Eine Regierungspartei, der die Parteilinie abhanden gekommen ist, befragt zur Zeit in ihrem Fraktionszimmer in Bonn Herrn Jonas Klucks nach Möglichkeiten zum Aufzeigen neuer Perspektiven. Die Probelinien, die Jonas Klucks der linienlosen Partei zeichnete, fielen für die Fraktion zufriedenstellend aus.

Jonas Klucks wird also nicht aus dem öffentlichen Blickfeld verschwinden.



Porträtfoto, 1980er Jahre.

## An der Stalltür

Die Drei finden sich in der Dunkelheit zurecht. Sie sind ohne Eile. Sie mustern die wenigen Entgegenkommenden in dieser beginnenden Nacht. Manchmal bleiben sie stehen und besprechen sich.

Ihre Aufgaben sind verteilt. Einer erkundigt sich bei den Passanten nach dem Stall. Die beiden anderen haben Mühe, ihre Gaben unter der derben Kleidung zu halten.

Die Auskünfte, die der Frager bekommt, sind freundlich und ungenau. Ja, da soll ein auswärtiges Paar – die Frau hochschwanger – ein Notquartier bezogen haben – draußen.

Aber wo dieses Draußen ist – Schulterzucken.

Schließlich schält sich mit einiger Gewissheit heraus – die Fremden hausen am Nordrand der Stadt.

Der Boden ist trocken und rissig. Die Drei achten darauf, beim Gehen leise zu sein. Wenn sie reden, flüstern sie.

Sie stocken. Da ist ein Lagerfeuer. In seinem flackernden Schein zeichnet sich eine einbeinige Frau mit Krücken ab.

Der Späher geht auf die Frau zu und fragt nach dem Stall.

Die Frau sagt nichts. Sie hebt nur eine ihrer Krücken und zeigt in das Dunkel. Die Drei gehen in die angewiesene Richtung. Einer nimmt einen brennenden Ast vom Feuer der Frau als Fackel.

Sie finden den Stall bald. Der Späher tritt zur Seite und macht den beiden anderen Platz.

Der eine malt ein Kreuz an die Stalltür. Sorgsam und groß. Zuerst der vertikale Balken, dann der horizontale. Er verstärkt die Balken nachdrücklich. Er geht einen Schritt zurück und prüft sein Werk. Dann ergänzt er das Kreuz durch kleine Querstriche. Vom Balkenende nach rechts. Viermal diese Haken.

Der dritte drückt die Stalltür auf. Sie ist unverschlossen und hängt schief in den verwitterten Angeln. Er blickt in

das Stallinnere. Zwei schlafende Gestalten. Ein Kind in einem Futtertrog auf Häcksel.  
Vorsichtig nimmt der Dritte aus seiner Jacke das Päckchen. Er nestelt daran. Hebt es nah ans Gesicht. Lässt seine Wangen es zärtlich spüren. Zielend kneift er ein Auge zu und wiegt das Päckchen. Er kann sich auf sich verlassen. Seine Gefährten auch. Auf ihn. Die Übungen.  
Dann schleudert er den Brand in den Stall.  
Die Drei warten die Stichflamme ab und sehen einen Herzschlag lang die drei Menschen genau: den Vater, die Mutter, den Säugling.  
Dann rennen sie. Ihre Stiefel hämmern jetzt über den ausgedörrten Boden. Jetzt sind sie wieder auf der Höhe der Frau mit den Krücken: der Späher, der Schmierer, der Werfer. Als sie an der Frau vorbeilaufen wollen, stellt sie sich ihnen in den Weg. Sie zeigt zum brennenden Stall, diesmal fragend, klagend. Der Werfer tritt im Lauf eine Krücke der Frau weg. Die Frau sackt seitwärts zusammen. Die Drei nicken einander zu.  
Niemand verfolgt sie.

## Der Befund

Die drei Stufen kommen Andreas wie die letzten von dreihundert vor.

Andreas atmet schwer. Vor der Tür aus Stahl und Glas bleibt er stehen. Da kommt ein Mann heraus: grüner Kittel, Karton unterm Arm. Der Mann hält die Tür mit dem Ellenbogen, in dem der Karton eingewinkelt ist, einladend offen. Andreas muss eintreten.

Den Korridor kennt Andreas. Vor drei Wochen war er zum ersten Mal hier.

Das vierte Zimmer rechts.

Ich bin Andreas Korbelt. – Ja, und?

Ich soll heute – den Befund – meinen Befund.

Wie heißen Sie?

Sagte ich schon: Andreas. Andreas Korbelt.

Haben Sie Ihren Ausweis dabei? Sie verstehen. Wir können solche Sachen nicht jedem ...

Ja, ich verstehe, sagt Andreas.

Die Schwester flüstert Namen und Geburtsdatum vom Ausweis ab und gibt ihn zurück. Mit einem Rollgriff geht sie durch die Umschläge im herausgezogenen Fach des Aktenschanks, fingert sich unter K fest und zieht ein graues Kuvert hervor.

Hier. Bitte. Wenn Sie mir das eben quittieren, Herr – Blick auf den Umschlag – Herr Korbelt.

Andreas unterschreibt ein Formular. Während der Unterschrift schaut er in die Augen der Schwester. Aber die blickt von ihm weg.

Wollen Sie gleich – ich meine hier? Fragt die Schwester mit dem Blick zur Tür, an der es klopft und die sich öffnet.

Ein Kopf erscheint. Warten! ruft die Schwester.

Andreas zögert. Nein – nicht hier – zu Hause.

Wie Sie wollen, sagt die Schwester. Als Andreas geht, bemerkt er, dass die Schwester von ihrem Sitz aus alles in

Reichweite hat: die Fläche auf ihrem kleinen Schreibtisch, den Schrank mit den Schubfächern, eine Kaffeemaschine, das Telefon, und dabei den Blick in den schmalen Raum hinein bis zur Tür.

Andreas geht die drei Stufen herunter. Wie hat die Schwester mit ihm gesprochen? Streng? Mitleidig? Gleichgültig? Oder neugierig? Wieso neugierig? Sie weiß doch, was in dem Umschlag ist. Ob sie sehen wollte, wie ich mich verhalte, wenn ich den Befund ...?

Andreas setzt sich auf die unterste Stufe. Er will nicht mehr weitergehen, kann auch nicht mehr. Er reißt den Umschlag auf. Fühlt mit zwei Fingern den schmalen Papierstreifen darin. Er fühlt so heftig, als könne er mit den Fingern den Befund ertasten. Aber er zieht den Befund nicht heraus.

Erwin umarmt Andreas. Drückt seine Stirn an Andreas' Stirn. Lange. Er verstärkt seinen Druck, während er mit geschlossenen Augen fragt: Was hat es – wie sieht es aus – ich meine ...?

Andreas sagt nichts. Seine Lippen werden schmal. Er nimmt seinen Kopf zurück und schaut Erwin an. Erwin macht die Augen auf, schaut auf die Fransen des Teppichs in seinem Zimmer. Lange und angestrengt.

Dann löst Erwin die Umarmung. Er setzt sich auf die Kante seines Bettes, das ungemacht ist.

Also doch, sagt Erwin fast tonlos. Er wartet auf einige Worte von Andreas. Der sagt nichts.

Gib mir Zeit, sagt Erwin.

Wie lange Zeit, fragt Andreas, der immer noch auf derselben Stelle steht.

Was weiß ich? sagt Erwin. Tage, Wochen, Monate.

Jahre? fragt Andreas. Jahre?

Erwin spürt die Bitterkeit in der Frage. Er hält Andreas die Handflächen hin. Eine bittende Stellung.

Andreas' Mutter sitzt in der dunklen Ecke des Zimmers, wo sie sich immer dann aufhält, wenn sie etwas verarbeiten muss. Manchmal spricht sie dann in der Ecke des Wohnzimmers mit sich selbst. Die Kinder kennen das: wenn es ihnen schlecht geht oder wenn Vater seinen Zorn herausschreit, weil er seine Arbeit verloren hat.  
Sag sie mir, Junge, fordert die Mutter. Sie fordert es sanft.  
Was soll ich dir sagen? fragt Andreas.  
Die Wahrheit, sagt die Mutter.  
Andreas, unsicher: Ich kann sie dir nicht sagen.  
Und heftiger, fast trotzig: Noch nicht!  
Bleib jetzt hier, Andreas, sagt die Mutter. Geh jetzt nicht mehr woanders hin. Bleib bei mir.

Es ist selten, dass Andreas Felicitas anders als Fee nennt. Aber jetzt sagt er: Felicitas.  
Ja? Ich war bei dem – dem Amt.  
Felicitas sagt nichts. Wartet.  
Andreas greift in die Brusttasche seines Anoraks. Der Umschlag knistert.  
Lass, sagt Felicitas. Können wir noch weiter zusammensein?  
Ich meine – wie – abends – an der stillgelegten Zeche?  
Das hängt von dir ab, Fee, sagt Andreas.  
Doch wohl auch von deinem – Papier – da in deiner Hand, sagt Felicitas. Ich muss mich doch nach deinem Papier richten ...  
Ja, sagt Andreas. Du musst dich nach meinem Papier richten. Du musst *mich* nach meinem Papier richten.

In der Imbisshalle werden vom Kebab-Kegel hauchdünne Scheiben geschnitten. Die Hände des Mannes mit dem Backenbart sind flink. Sein Messer ist scharf.  
Andreas sieht dem behändigen Mann zu. Der Mann spürt, dass Andreas ihn beobachtet, und lächelt. Andreas bestellt Mineralwasser. Er nimmt die Flasche und das Glas und setzt sich an einen leeren Tisch.

Nebenan sprechen einigen Gäste miteinander, lebhaft und laut. Die fremden Sprachfetzen tun Andreas wohl. Er ist dankbar, dass die Männer mit sich selbst zu tun haben, dass sich niemand um ihn kümmert.

Andreas nimmt den Umschlag jetzt wieder in die Hand. Er ist so entschlossen, wie seit Wochen nicht mehr. Er nimmt das Blatt heraus, liest sich im unteren Teil des gedruckten Textes an einer handgeschriebenen Zeile fest: HIV steht da in Großbuchstaben. Dann, klein dahinter, negativ.

Andreas trinkt das Mineralwasser aus der Flasche. Beim ersten Schluck merkt er, wie trocken sein Hals ist. Andreas trinkt hastig weiter. Er trinkt die kleine Flasche leer. Er merkt, wie die Kohlensäure in den Nasenlöchern kribbelt. Jetzt weiß ich, woran ich bin, sagt Andreas, als er die Flasche absetzt. Er sagt es erst ein paarmal hörbar, dann leise, dann immer lauter. Die Männer am Nachbartisch halten einige Augenblicke inne. Dann reden sie weiter.

## Wer betet für Judas?

»Die Stampe sieht wie eine Falle aus«, sagte Wichtler, als der schiefschultrige Kellner gegangen war.

Derringer nippte an dem säuerlichen Bier. »Du siehst zu viele Fernsehspiele«, sagte er. »Happers hat nur gekniffen, das ist alles.« Derringer zerpfückte einen Bierfilz. Er häufelte die Fetzen zusammen. »Feige und stikum gekniffen. Leute von seinem Zuschnitt verzichten auf einen dramatischen Abgang. Sie sind nur auf einmal nicht mehr da.«

»Nicht so laut«, sagte Wichtler.

»Weiß schon«, knurrte Derringer. Dann fegte er die Stücke des Bierdeckels vom Tisch und sagte: »Wir hätten nicht hierhergehen sollen.«

Da kam Happers. Er ging sehr straff durch die Kneipe. Zuerst reichte er Wichtler die Hand. Der nahm sie sofort und sagte: »Tag, Happers! Gut siehst du aus.«

Wirklich, Happers sah gut aus. Die Falten, die früher von den Nasenflügeln bis zur Kinngrube etwas Vergreistes in das Gesicht gekerbt hatten, waren wie von innen ausgebügelt. Der helle Anzug, den Happers trug, war neu und stand ihm gut.

Als Happers Derringer die Hand geben wollte, blieb der sitzen und legte seine Hand um das Bierglas, das sofort beschlug. Derringer fragte: »Was soll der Kerl da, den du mitgebracht hast? Draußen wartet sicher schon ein Personenwagen auf uns, mit Vorhängen von innen?«

Das Lächeln, das bei dem ersten Handschlag flüchtig in Happers' Augenwinkel genistet hatte, erstarb jäh. Happers sagte: »Man passt auf, dass ich nicht verlorengelhe. Kindermädchen, wenn ihr so wollt. Schließlich könntet ihr ja auf die Idee kommen, mich mitzunehmen, zurück über die Sektorengrenze. Heim in den goldenen Westen.«

»Wäre das eine schlechte Idee?« fragte Derringer und nahm jetzt die Hand Happers', die immer noch vor ihm ausgestreckt wartete.

Happers gab keine Antwort auf die Frage. Er sagte: »Ihr werdet hier keine Schwierigkeiten haben, bestimmt nicht. Ich habe den Leuten, die – die sich um mich kümmern, erklärt, dass ihr nur ein spirituelles Interesse an mir habt. So habe ich gesagt. Stimmt doch, nicht wahr?«

»Spirituell ist gut«, grinste Wichtler und tupfte eine winzige Pappfaser aus seinem Bier, die bei der nervösen Deckel-Reißerei Derringers in sein Glas geraten war.

»Du setzt dich doch zu uns?« fragte Derringer. »Ich hoffe, dein Kindermädchen hat nichts gegen das Plappern eines Schutzbefohlenen?«

»Man ist hier nicht so kleinlich, wie ihr es euch vorstellt«, sagte Happers und setzte sich.

»Sieht man«, sagte Derringer und tippte auf den Anzug. Und plötzlich war alle Ironie aus seiner Stimme gelöscht. Er fragte ernst: »Happers, was ist los mit dir? Man hat dich nicht unter Druck gesetzt, nicht chloroformiert, nicht verschleppt. Du bist freiwillig hinüberspaziert. Freiwillig! Du, Happers, ausgerechnet du. Du wusstest doch vorher, was auf dieser Seite der Sektorengrenze los ist, wo wir immer zu jemandem hinschielen müssen, wie jetzt zu deinem Bewacher an der Theke. Ich sage nur ein Wort. Ungarn! Und jetzt wage du mir ins Gesicht zu erklären, du seiest aus »weltanschaulichen Gründen« oder so etwas zu diesem Regime übergelaufen, von dem du dich jetzt aushalten lässt wie ein Louis von seiner Prostituierten!«

»Bringen Sie mir auch ein Bier«, sagte Happers zum langsamen Kellner. »Sehr wohl«, buckelte der Mann. Eine schlechte Pointe zu einem schlechten Witz.

Erst als das Bier müde vor Happers schäumte, sagte er: »Und ihr habt sicher schon das Wort Abendland auf der Zunge, von dem ich desertiert sein soll! – Ne, Jungs, lasst diese mottenzerfressenen Klamotten mal hübsch in den Zeitungen, bei euch als Phrase und bei – uns als Schimpfwort.«

»Bei uns, ha!« stieß Derringer hervor.

»Ja, bei uns. Ich bin abgehauen, weil ich nicht mehr hungern wollte im Studium. Ihr wisst es doch selbst! Ihr schiebt doch jetzt Kohldampf im Hörsaal. Ich müsste doch immer noch machen, was mich beinahe kaputt gemacht hat, hier!« – Er schlug sich mit der Faust an die Brust. »Diese Heinzelmännchen-Schweinerei: Teppichklopfen bei Bonzens, einer Direktorsgattin den Pudel ausführen und einem Kind, dessen Eltern ihre Maßgarderobe in eine Opernloge tragen, Räuberpistolen erzählen, weil es von Hänsel und Gretel die Nase voll hat. Alles für zwei Mark Tarif die Stunde. Meinst du, Derringer, diese bezahlten Kottaus bleiben nicht in unseren Klüngeln hängen? Das zehrt doch am Rückgrat. – Und hier brauche ich das alles nicht. Hier kann ich ohne Unterbrechung und Ablenkung meinen Beruf erlernen und ein guter Arzt werden.«

»Und deine politische Pflichtlektüre? Und deine Mitgliedschaft in wer weiß wie vielen Kampfgruppen und Organisationen?« fragte Derringer.

»Nehme ich in Kauf. Schließlich will ich ja kein Arzt werden, der sich mit weißem Kittel angetan im Spiegel beguckt, sondern der fürs Volk da ist.«

»Und ich will nur Jurist werden, damit ich mir den Bauch vollschlagen kann, was?« fragte Derringer. »Und Wichtler will Lehrer werden, weil die großen Ferien so schön lang sind, wie?« fragte Derringer.

»Was weiß ich?« fragte Happers.

»Ja, was weißt du? Du mimst hier den Entrüsteten. Dabei bist du nur ein schäbiger Händler, Happers. Du hast dich hier angepinkelt, du hast dich verkauft. Teuer verkauft. Du hast damals einen Rucksack voller Listen und Schreibkram aus unserem Büro geklaut für die Brüder hier, Happers.«

»Ich konnte doch nicht mit leeren Händen kommen. Und zudem war das Zeug wohl unwichtig. Ging ja nur um seelsorgerische Traktätchen und Namen von Paketempfängern.«

»Du Judas!« sagte Wichtler jetzt scharf. »Danach ist Vielberger verhaftet worden. Von deinen neuen Freunden.« Happers fuhr mit dem Finger über den Rand seines Bierglases. Mehrere Male. Seine Spielerei gab ihm die Möglichkeit, den anderen nicht in die Augen sehen zu müssen.

»Das wollte ich nicht«, sagte Happers endlich.

»Was wolltest du denn?«

»Ich habe es euch doch schon lang und breit erklärt!« Happers flüsterte diesen Satz, der dennoch ein Schrei war. Der Mann an der Theke schaute kurz herüber. »Ich habe keinen Vater, der mir einen monatlichen Wechsel schickt, sondern nur eine Mutter, die sich freut, wenn ich ihr fünfzig Pfennig geben kann. Ich konnte es nicht mehr aushalten, einem pensionierten Oberst das Geschirr abzuwaschen und anschließend lächelnd seine Garnison-Stories anzuhören, damit er mir vielleicht zu den zwei Mark noch fünfzig Pfennig Trinkgeld geben würde. Und wenn ich mal zu einem Fakultätskongress wollte, um zu lernen, zu lernen, zu lernen, dann musste ich mich an die Autobahn stellen und jeden Dicksack mit ›Bitte, bitte!‹ angehen. Muss das denn sein in eurem Staat, dem die Kraftmeierei aus allen Nähten kracht? Stipendium, sagt ihr. Natürlich, nach soundsoviel Fleißprüfungen erlässt man die Studiengebühren. Aber woher nimmst du das Geld für die jobbernden Witwen, die dir für eine Bruchbude eine Schlossmiete abknöpfen? Und wie wirst du satt? Und was machst du, wenn der Ellenbogen durch den Jackenärmel schimmert?«

Derringer sagte: »Warum bist du nicht bei uns geblieben und hast dafür gearbeitet, dass es anders wird?«

»Demonstrieren?« fragte Happers. »Zum wievielten Male eigentlich? Davon kann ich mir keinen Anzug kaufen.«

»Der Anzug, den du jetzt anhast, war zu teuer, Happers«, sagte Wichtler. »Der verhaftete Vielberger, von dem du dir früher ab und zu ein paar Mark gepumpt hast, hat jetzt nicht einmal mehr die verschlissenen Sachen, die du bei uns getragen hast. Der steckt nun in Zuchthauslumpen!«

Happers stieß an sein Bierglas. Die bernsteinfarbene Flüssigkeit schwappte über. Eine Lache kroch über den Tisch. Derringer schrieb mit spitzem Zeigefinger und der Brühe auf dem weißgescheuerten Tisch das Wort JUDAS. Und weil die Pfütze noch reichte, machte er ein Ausrufezeichen dahinter.

»Da«, sagte er.

»Ist euch geholfen, wenn ich sage, dass ich in den letzten Wochen sehr viel über diesen Mann da nachgegrübelt habe?« sagte Happers dumpf und zeigte auf die glänzende Buchstabengruppe.

»Uns nicht. Vor allem Vielberger nicht. Aber vielleicht dir«, sagte Derringer. »Hätten wir dich damals vom – vom Hinüberwechseln zurückhalten können, wenn wir rechtzeitig einen Hundertmarkschein für dich aufgetrieben hätten?«

»Ich wollte keine Almosen. Und ich will keine. Heute erst recht nicht!«

»Aus Stolz?« fragte Wichtler.

»Aus Rechtsgefühl!« sagte Happers.

»Weißt du denn überhaupt noch, was Recht und Unrecht ist?« fragte Wichtler.

»Ich gehe jeden Sonntag in den Gottesdienst, wie früher. Wenn ihr das meint?«

»Mein Gott«, sagte Derringer und schlug sich mit der Seite der Faust gegen die Stirn. Aber dann packte ihn bis ins letzte Blutkörperchen hinein ein Gedanke wie eine Blasphemie.

Wer betet für Judas? fragte er sich. Warum beten wir so wenig für Menschen wie Happers, wenn wir spüren, sie werden innerlich krank. Wer hat damals von den Aposteln für Judas gebetet, als er von seinen Zweifeln sprach? Wer hat diesem Mann aus Karioth zu helfen versucht? Dieser Kassierer Christi war doch nicht der Satan in Person. Er muss doch ansprechbar gewesen sein, wenn man nach seiner Mutter gefragt hätte oder nach seinen Sorgen, die Drachmen zusammenzuhalten! Ob es Zweck hatte, heute

noch für Judas zu beten? Nicht nur für Happers, sondern für diesen Kleingläubigen, der für 75 Mark – mehr sind und waren dreißig Silberlinge nicht wert – den Herrn verrät? Wenn ich heute noch für ihn bete, hat Gott damals schon um diese Fürbitte gewusst, sie auf die Waagschale gelegt als Gegengewicht gegen Verräterkuss und Selbstmordstrick?

Derringer schämte sich, auch nur ein Wort von diesen Gedanken laut zu sagen. Auf einmal hatte er Angst vor der Dreistigkeit, mit der Wichtler und er sich hier zum Richter machen wollten. Langsam strich er das Wort JUDAS mit der Handkante weg.

Das Bier stank.



*Mit einer Schulklasse in Herdecke, 1986.*

## Es riecht nach Nacht

Das harte Scheinwerferlicht prallte ihm gegen die Brust und das Gesicht und drückte grellen Schmerz in seine Augen. Eine Sekunde lang. Dann ließ die Helle von ihm ab und war ein Lichtschwert, das einen horizontalen Streifen Dunkelheit aus der Nacht mähte.

»Hier, Student, sauß!«

Der Junge drehte sich von den Hebeln weg und voll in die Stimme hinein, die noch mehr sagte. Doch der Bagger schüttete Kies in den Senkkasten der Mischmaschine und erwürgte die Worte von Ernst, von Ernst Kollmann. Der Junge konnte die Gestalt des alten Betonarbeiters nicht sehen. Das Dunkel war zu dicht. Und Scheinwerferlicht durchblendet geschlossene Augenlider. So tappte der Student nach der Stimme.

»Nun, pack schon zu!«

Der Junge fühlte die Flasche. Er strich mit der rissigen Handkante über die entkorkte Öffnung, roch.

»Korn?«

»Korn!«

Drei Schluck nahm er. Dann reichte er die Flasche in das Dunkel zurück. Erst jetzt wusste er, dass seit fünf Uhr früh einundzwanzig Stunden verflossen waren. Einundzwanzig Stunden hier an der Mischmaschine. Zwei Pausen ausgenommen, die knapp Zeit ließen, fünf Schnitten Graubrot zu kauen und eine Flasche Milch zu trinken.

»Einundzwanzig mal einsfünfzig sind – na, rund dreißig Mark – und die Überstunden und die Nachtzulage – ha, tut das Zeug gut! – und Nachtzulage – reicht vielleicht für den Watsonschen Behavior – die Zimmermiete muss auch noch –«

»Pass auf!«

Der Junge brach den Gedanken ab. Er bückte sich nach der scharfkantigen Schaufel. Dabei spürte er, wie sich der

Branntwein über die Magenwände verteilte und zu Wärme wurde.

»Tut gut!«

»Hä?«

»Nichts!«

»Hau schon drauf!«

Ein Hieb! Wie mit leisem Schrei riss der Papiersack auf, den der Zementträger auf den Kasten geworfen hatte. Zement quoll heraus. Der Riss war dem Jungen nicht lang genug. Noch einmal stieß er die Schaufel gegen den Sack. Gut! Der Junge reckte sich hoch. Ein Griff nach den Hebeln. Da sprang den Jungen ein jäher Schlag an und durchraste den Hüftknochen. Es warf den schmalen Körper gegen die nasse, zementverkrustete Trommel der Mischmaschine. Wo der Junge gestanden hatte, wuchtete es mit hässlichem Knirschen herunter: der kiesgefüllte Greifer. Dann tasteten die Blicke Ernst Kollmanns den an der Mischmaschine Zusammengesunkenen ab,

»Na, Studentlein! Wie ist's?«

Der Junge quälte sich ein Lächeln ins Gesicht:

»Schon gut! Danke für den Fußtritt!«

»Ich kann dir noch einen verpassen, wenn's unbedingt sein muss. Der Idiot von Baggerführer pennt. Komm jetzt mit in die Bude. Drüben machen sie schon Pause!«

Der Junge stemmte sich hoch, stand, rückte an den Hebeln. Die rotierende Trommel spie ihr Gemisch aus Kies und Wasser und Zement in eine Lore. Das Stuckern des Diesels erstickte.

Zur Baubude. Der Junge hinkte.

»Halt!« sagte Ernst. »Die Pulle!«

Er tat ein paar Schritte zurück, hob die verstaubte Branntweinflasche vom Boden. Ein Gluckern.

»Noch viertel voll!«

Trocknende Kleidungsstücke und Tabak und Schweiß und Zement und in Kochgeschirren Schalgewordenes. Der

Junge ging hinter Ernst einen Schritt in die Dünste hinein und schloss die grob zusammengenagelte Brettertür.

Die Baubude war voll. Einschaler und Betonierer, die schon vor einigen Minuten ihre Pause begonnen hatten. Das, was sie noch an Essbarem bei sich getragen hatten, war verzehrt. Jetzt gluteten ihre Pfeifen und Zigaretten da und dort Löcher in den Vorhang aus Dunkelheit. Zögernd kroch ein Gespräch aus den Männern.

Frage: »Haste das Karnickel verkauft?«

Antwort: »Gestern!«

Der Junge kaute an seinem hartgewordenen Butterbrot. Widerwillig. Aber er wollte nachher nicht zusammenklappen. Und zudem wusste er, dass Ernst den Korn noch einmal in die Runde schicken würde. Und so ganz ohne Unterlage war das nichts. Halb nur hörte der Junge auf die mühsame Unterhaltung, die jetzt auf eine andere Ebene überglitt. Thema eins, dachte der Junge. Weib!

»Der Breitengräve sucht Hilfsarbeiter.«

»Beschäftigt der nicht nur Frauen?«

»Die er ausmistet! Einszwanzig Stundenlohn!«

»Die sind ja froh, dass sie soviel kriegen. Im Haushalt kriegen die nicht soviel.«

»Aber lernen tun sie was.«

»Stimmt! Die Weiber heute können dir nicht mal die Socken stopfen.«

»Ihr Vergnügen woll'n se! Geldverdienen und dann auf den Tanzboden!«

»Von mir aus müsste ein Gesetz vom Staat raus, dass die sich nach keinem Kerl umsehen dürfen, bis sie eine Bescheinigung bringen, dass sie den Haushalt verstehen und die Kinderpflege und Stricken. Mal 'nen warmen Schal. Dann können die Weiber ja heiraten. Von mir aus. Gesetzlich müsste das 'raus!«

»Bei der Arbeit am Mischer kann man sich verkröppen!«

Mit diesem Satz wischte Kollmann alles das achtlos weg, was vorher gesagt war. Der Junge horchte auf und blickte

zu der Ecke, aus der die eintönige Stimme des Siebzigjährigen kam. Er hätte dem Alten gern etwas Gutes getan für den rettenden Tritt von vorhin. Eine Zigarette! Der Junge zog die schmale Schachtel aus der Brusttasche seines Arbeitshemdes. Aber drüben saugte Ernst schon eine Streichholzflamme in den Pfeifenkopf. Solange das Feuer war, stand das wie Eichenrinde gekerbte Gesicht Kollmanns als Marke im Raum. Dann brach das Schwarz wieder über der Lichthöhle zusammen.

»Der Mistbagger! Zu gefährlich im Dunkeln!« fing der Nebenmann Kollmanns Gedanken auf.

»Wir müssen Gefahrezulage beantragen«, sagte jemand.

»Damit ist nichts gewonnen. Der Bagger darf nachts nicht arbeiten, fertig«, sagte Kollmann ruhig. Von irgendwoher spießte ein verächtlicher Satz nach Kollmanns Worten:

»Bagger hin, Bagger her! Wo du kaputtgehen sollst, gehst du kaputt!«

»... sagte der Mann zum Ei und schlug es zum Frühstück auf«, ergänzte Kollmann.

Spülwasserdünnes Gelächter plätscherte durch die Bude. Es sickerte wieder in die Stille zurück, als Kollmann noch sagte:

»Wenn du auf dich aufpasst, lebst so lange, wie du willst!«

»Und wie lange willst du leben?« fragte es.

»Und wozu?« fragte es.

Es ist Blödsinn, dachte der Junge. Jetzt kommt's: Stimme des Volkes zu den letzten Dingen. Ich schalte ab. Pubertätsfragen von Sechzig- und Siebzigjährigen. Hört sich an wie zwanzig Zeilen Sartre. Pfui Teufel! Dann sollen sie lieber wieder von den Weibern bei Breitengrabe anfangen.

Aber Kollmann sagte inbrünstig: »Das Leben ist schön!«

Die Männer in der Baubude meckerten ein lautes Lachen. Und der Junge dachte: Auch das noch! Er wollte Kollmann erzählen, was er von diesen Fragen dachte und wusste. Aber er fühlte sich ihm verpflichtet durch die Sache mit dem Bagger. Er schwieg.

Da sagte Kollman noch einmal: »Das Leben ist schön. Es war und ist schön.«

Und etwas leiser sagte Kollmann, der eintönige Kollmann: »Vielleicht gibt's ja auch ein Weiterleben, ein Jenseits!«

Der Junge dachte: Hör auf, alter Mann! Du wirst verrückt, Kollmann!

Der Junge sagte:

»Rede keinen Quatsch, Ernst! Not und vermottete Bildung und ein paar Schweinereien und Hunger und der Vater tot und der Granatsplitter in meiner Schulter und Panzerfaustknabe und wieder Hunger und die verdammte Arbeit hier – hast ja gesehen: der Bagger vorhin – und wieder eine Kiste Bildung: das ist das Leben! Das ist mein Leben! Ich sag es dir, Ernst: Unser Leben ist ein riesiger Komposthaufen, auf den die Zeit Jahr für Jahr ihren Abfall wirft!«

»Das sagst du? Als blutjunger Mensch?«

»Das sage ich als blutjunger Mensch, blutjunger Mensch, ha! Und du, Ernst Kollmann? Siebzigjähriger Betonarbeiter Ernst Kollmann? Vertriebener Ernst Kollmann? Was war dein Leben? Ein Dreck! Und was wird dein Leben weiter sein? Ein Dreck! Es ist ja zum Kotzen.«

Dem Jungen traten vor Zorn und Erregung Tränen in die Augen.

»Sag, dass dein Leben ein Dreck ist, Ernst! Sag es! Sag!«

Der Junge riss alle seine Sinne weit auf. Er dachte: Mir soll das Wort Kollmanns nicht verlorengehen. Ich will es packen und sehen und schlürfen und hören und riechen können. Warum sagt er denn nichts? Es klingt und schmeckt und riecht nach nichts. Nur nach Nacht. Nach abgestandener Nacht. Nach Nacht, die man wie einen schäbigen Zirkusaffen in eine Baubude gepfercht hat. Verdammte, warum sagt er denn nichts?

Da tastete sich die Stimme Ernst Kollmanns noch einmal heran:

»Aber das andere, das Jenseits?«

»Wir träumen zuviel, Ernst. Wir träumen einen ganz dreckigen Traum. Der Traum verfliegt, der Dreck bleibt. Der Dreck! Und die Angst vor dem Dreck! Die Angst, die wir alle haben. Du und ich und der Lotsch und der Wirtek und der Brauckhoff und die ganze Welt. Angst vor dem Dreck!« Alle spürten, dass sich ein verzweifertes Grinsen in die Züge des Jungen gefressen hatte.

Da aber bemerkte es der Junge selbst, dass seine Seele den Unrat erbrach, der seit Jahren in ihr übereinander hockte und sie verstellte. Er spürte auch, dass er grinste, als er das mit der Angst sagte. Und er spürte weiter, dass er ein Greis war. Mit einemmal krallten sich alle Ängste, die er je in seinem Leben ausgestanden hatte, in ihm fest.

Ernst Kollmann in seiner Ecke sagte nichts mehr. Er stöhnte nur. Es war unerträglich.

Draußen fetzte die Stimme des Poliers:

»Auf Männer! Ran an den Beton!«

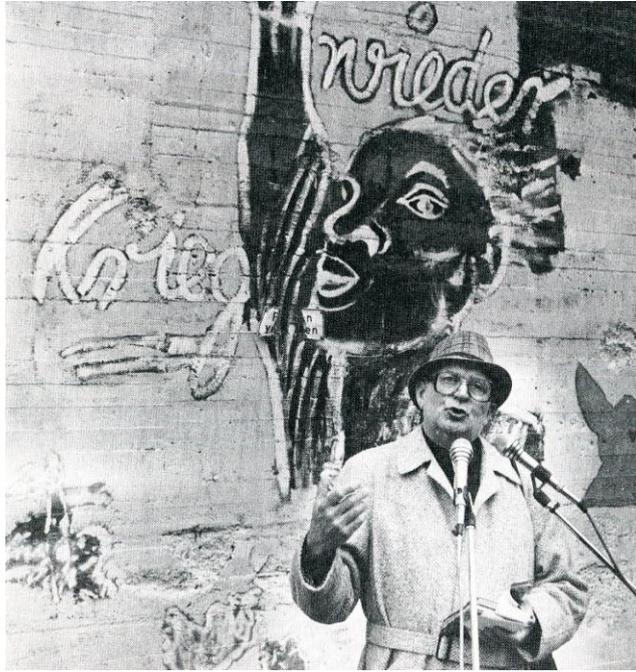
Der Junge drückte als erster die Tür auf. Etwas Dämmerung quoll wie schmutziges Wasser in die Bude. Am Mischer atmete der Junge auf. Er fühlte sich freier hier draußen. Er dachte auch freier. Und richtiger, wie er meinte. Und jetzt war ihm klar, dass er das alles wusste, was er da vorhin ausgespuckt hatte. Er wusste wohl, was er gesagt hatte. Aber er glaubte nicht daran.

»Ich glaube das nicht, was ich vorhin gesagt habe«, sagte der Junge laut. Kollmann, der hinter ihm stehen musste, sollte es hören. Aber Kollmann war noch nicht da. Er drehte sich wohl noch eine Zigarette in der Bude. Der Junge ließ den leeren Kieskasten herunterrasseln. Dann ging er in die Baubude zurück, um Ernst zu sagen, dass er nicht daran glaubte.

»Er war ja auch schon siebzig«, sagte einer, der im schwarzen Anzug wie verkleidet aussah. »Mit siebzig sollte man aufhören zu arbeiten. Sonst hockt man nachher tot in der Baubude, wenn die Pause 'rum ist. Wie Kollmann. Und

bei aller Schufferei hat man doch nichts geschafft. Wie Kollmann. Kollmann hatte ja auch nichts ..., als er starb, nicht wahr?»

»Nein, Kollmann hatte gar nichts, als er starb«, sagte der Junge, dem der dunkle Anzug ausgezeichnet stand. Und jedes Wort des Jungen war wie ein Stein. Das Blech der Betriebskapelle trauerte die ersten Takte. Die schwarzen Leute reihten sich ein. Der Junge tat den ersten kurzen Schritt. Wie sein Vordermann. Und nach dem Jungen kamen die anderen.



*Auf einer Friedensdemonstration in Dortmund, 1986.*

## Nachwort

### Josef Reding – ein Meister der Kurzgeschichte

Ebenso diffizil wie das Ausrufen der mitmenschlichen Namen ist die Benennung von Zuständen. Wenn ich das Recht Recht nenne, bin ich des Beifalls sicher. Nenne ich aber das, was als Recht ausgegeben wird, Unrecht, weil die Sprachregelung der Mächtigen den Rechtsbruch zum Recht machen möchte, ist statt des Beifalls die Steinigung wahrscheinlicher ... Dennoch wollen die Zustände dieser Welt weiter bezeichnet sein, ob es nun genehm ist oder nicht.

(Josef Reding in seiner Dankrede zum  
Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis 1969)

Josef Reding, geboren am 20. März 1929 in Castrop-Rauxel, als Sechzehnjähriger im Kriegseinsatz, nach dem Abitur Betonwerker. Studium der Anglistik, Kunstgeschichte und Psychologie in Münster und den USA. Engagement in der Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings. Ein Jahr freiwilliger Helfer im Lager Friedland. Ab 1959 Dokumentationsarbeit in Lepragebieten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, danach lebt er als freier Schriftsteller in Dortmund. Für sein Gesamtwerk erhielt Reding zahlreiche Ehrungen und Preise.

### Nennt mich nicht Nigger

Der Erzählband »*Nennt mich nicht Nigger*« war 1957 ein ungewöhnliches Buch. Auch weil es den Blick der Leser über den *eigenen Tellerrand* hinaus lenkte, in diesem Fall auf die Nöte und Bedrängungen der schwarzen Bevölkerung in den USA. Sechzig Jahre später halte ich es immer noch für bemerkenswert, weil es ein realistisches Werk von hohem literarisch-sozialen Wert ist, moralisch und allgemeingültig; nicht nur für die 1950er Jahre, nicht nur in der

Beschreibung US-Amerikanischer Zustände. Ein Buch, das Partei ergreift für Erniedrigte und Ausgegrenzte, für Schwache und Bedürftige, für Opfer und Verlierer überall auf der Welt.

Josef Redings erster Kurzgeschichtenband liefert »24 realistische Erzählungen aus USA und Mexiko, die in moderner mitreißender Sprache das Problem des leidenden, verachteten Menschen behandeln«, so der Klappentext des im Recklinghausener Paulus-Verlag erschienenen Buches. 24 *short stories* im wahrsten und besten Sinne und in bester Tradition amerikanischer Vorbilder, von Herman Melville über Marc Twain, Jack London, William Saroyan hin zu John Steinbeck, Ernest Hemingway oder Truman Capote. Der aus Castrop-Rauxel stammende Stipendiat Josef Reding schrieb die Kurzgeschichten in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre während seines Studiums an einer Universität im mittleren Westen der USA. Nach eigenem Bekunden konnte er seinen Verleger nur schwer überzeugen, das Buch, das dann ein großer Erfolg und Redings literarischer Durchbruch wurde, überhaupt auf den Markt zu bringen. Nach Kriegsende wurde die anglo-amerikanische Textsorte *short story* endlich auch in Deutschland wahrgenommen. Viele junge deutsche Autoren wie Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Wolfdietrich Schnurre veröffentlichten Kurzgeschichten und fanden eine große Leserschaft.

An bundesdeutschen Schulen waren zunächst einmal vor allem die anglo-amerikanischen Vorbilder regelmäßiger Bestandteil des Unterrichts. So las ich als Schüler in den sechziger Jahren an einem Gymnasium im westfälischen Unna immer wieder deren *short stories* meist in englischer Sprache, und junge deutsche Autoren kamen in den Schulen, wenn überhaupt, nur selten vor. Vermutlich ließ der Deutschunterricht damals zu wenig Raum, galt es doch vorrangig, den ganzen Kanon deutscher Literatur vom

Mittelhochdeutschen, den Nibelungen hin zu Goethe und Thomas Mann zu behandeln.

Zu Josef Reding und anderen jungen deutschen Autoren kamen meine Deutschlehrer jedenfalls nicht, ebenso wenig, wie unsere Geschichtslehrer Zeit oder Mut fanden, uns über die Gräueltaten des Nationalsozialismus aufzuklären. Entweder war die Zeit in den konservativen 1960er Jahren noch nicht reif, oder der Lehrplan sah es nicht vor, jedenfalls blieben moderne Nachkriegsliteratur und gründliche Aufarbeitung der jüngsten deutschen Geschichte erst einmal Privatsache.

Klarheit, Knappheit und gleichzeitige Komplexität der Kurzgeschichte gefielen mir. Eine Geschichte müsse kurz genug sein, um in einem Zug gelesen zu werden, damit die »Einheit des Eindrucks« und die unmittelbare Wirkung auf den Leser gewahrt bliebe, hatte Edgar Allan Poe postuliert. Ein wirkungsästhetischer Ansatz, der sich auch im Deutschland der Nachkriegsjahre als einflussreich erwies und den auch ich gut hätte nachvollziehen können, wäre er mir bekannt gewesen.

Mich berührte die direkte, unmittelbare, *ökonomische* Art der Literaturvermittlung, sie weckte mein Interesse, meine Neugier und Emotion und konditionierte mich für weitere literarische Erkundungen und Auseinandersetzungen. Die *short story* als typisch amerikanische Textsorte hatte im Ursprungsland seit dem 19. Jahrhundert einen überaus hohen Stellenwert und Beliebtheitsgrad. Kurzgeschichten wurden in den USA nicht nur in ausgewiesenen Literatur- und Kulturmagazinen veröffentlicht, sondern erreichten auch in Nachrichten- und Publikumszeitschriften ein Millionenpublikum. So verhalf der Erstabdruck von Ernest Hemingways Kurzgeschichte »*Der alte Mann und das Meer*« der Zeitschrift *Life* 1952 zu einem Absatz von 5.300.000 Heften in nur zwei Tagen. Bis heute erreichen Kurzgeschichtenbände amerikanische Bestsellerlisten; in Europa blieb dies stets die Ausnahme.

*Short stories* waren als literarische Gattung vor dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland kaum bekannt. Falls doch, so wurden die realistischen Kurzgeschichten, die sich in den anglo-amerikanischen *Feindesländern* so großer Beliebtheit erfreuten, in Hitler-Deutschland verpönt und als *dekadent* und *minderwertig* verachtet.

Als amerikanische Besatzungssoldaten sie in ihrem Gepäck nach Deutschland brachten und zu ihrer Lektüre machten, fand vor allem die junge Generation nach ihrer von den Nazis verratenen und missbrauchten Kindheit Zugang zu dieser neuen Form. So auch der aus einer Arbeiterfamilie im Ruhrgebiet stammende Josef Reding, der 1945 als 16-jähriger Schüler noch im Kriegseinsatz war und als *Wehrwolf* in amerikanische Gefangenschaft geriet.

Darüber und über seine Haltung zur Kurzgeschichte berichtet Reding: »Als 16jähriger hatte ich diese literarische Form zum ersten Mal kennengelernt: bei den amerikanischen Soldaten, die mich gefangen nahmen. Sie hatten Zeitschriften und Taschenbücher mit Storys von O'Henry, Hemingway, Saroyan und Caldwell dabei. Mein Lesehunger drückte sich offenbar noch leidenschaftlicher aus als meine Sehnsucht nach Brot; jedenfalls vergaßen meine Bewacher von Zeit zu Zeit das Fraternisierungsverbot und überließen mir ihre Lektüre.

Mich begeisterte die Ökonomie der Kurzgeschichte, die Einfachheit, die Klarheit der Sprache. Mich faszinierte der Anspruch, dem Leser nur zwei Daten zu überlassen in der Zuversicht, dass er genug Kreativität besitzt, um selbst zum Datum drei bis neun zu kommen.

Heute bin ich sicher, dass mein spontaner Aufgriff der Kurzgeschichte auch mit der Ausdrucksweise der Menschen zu tun hat, unter denen ich aufgewachsen bin: den Menschen des Ruhrgebiets. In dieser Landschaft herrscht im sprachlichen Umgang das Knappe vor, eine anziehende Sprödigkeit des Ausdrucks. Der Gesprächspartner, der Kumpel, bekommt nur wenig mitgeteilt und muss sich

auf manche karge Anspielung seinen ›eigenen Reim‹ machen, muss also mitdenken, mitdichten.«

In seinem »*Bekenntnis zur Kurzgeschichte*« schreibt Reding über seine Intentionen, Erfahrungen und ersten Erfolge als Autor. So schickte er zu Beginn der fünfziger Jahre von seinem Studienort an der University of Illinois in Champaign zwei Kurzgeschichten an die »*Frankfurter Hefte*«: »*Schuhputzstand in Manhattan*« und »*Kleine Patsy*«. Beide finden sich in der Sammlung »*Nennt mich nicht Nigger*«. Reding erwähnt voller Dankbarkeit den »wohlwollenden Umgang« des Redakteurs Egon Kogon, der seine frühen Erzählungen uneingeschränkt akzeptierte. Er merkt an, dass die Veröffentlichung in den »*Frankfurter Hefen*« für ihn ein Erfolg, aber kein Zufall war: »Jahrelange Fingerübungen auf dem Gebiet der Kurzgeschichte waren vorausgegangen.«

Seine Themen waren vorgegeben durch den NS-Faschismus. Seine Erfahrungen als »Kind in Uniform« und als »Wehrwolf« veröffentlichte er bereits in den 1940er Jahren in Schülerzeitungen, die so bezeichnende Namen trugen wie »*Grünschnabel*«, »*Das junge Wort*« oder »*Schulhof*«.

Josef Reding bemerkt, dass es »Schwierigkeiten bei der Veröffentlichung« seines ersten Kurzgeschichtenbandes im Paulus-Verlag gab: »Die Herren Verlagsleiter hatten starke Bedenken, die fast bis zur Weigerung gingen, das Buch überhaupt anzubieten. »Wer liest denn hierzulande so was Ungewohntes wie Kurzgeschichten?« »Und dann dieser angreiferische Titel! Wir haben unsere eigenen Probleme, da brauchen wir nicht noch mit denen der Neger bepackt zu werden!«

Die Titelgeschichte und die meisten anderen Texte des Bandes schrieb Reding als Student in den USA, wo er mit Farbigen zusammenlebte und engen Kontakt zur Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King hatte. Darüber berichtet er 1978 im Vorwort einer neuen, veränderten und umfangreich ergänzten Sammlung von Kurzgeschichten,

ebenfalls erschienen unter dem Titel »*Nennt mich nicht Nigger*«:

»Ich gehöre einer Generation an, die vier Jahre alt war, als Hitler zur Macht kam, und die sechzehn Jahre alt wurde, als der Diktator Selbstmord beging. Wir waren zu jung, um für das Emporkommen dieses Mannes verantwortlich zu sein. Aber wir waren alt genug, um bewusst die Verfolgung von Mitmenschen um ihrer Abstammung willen erlebt zu haben.

Wir klagten unsere Eltern, unsere Lehrer, unsere Geistlichen an, als wir aus den Lagern nach Hause kamen. Wir klagten die Älteren an, weil sie geschwiegen hatten, als in ihrer Nähe Menschen um ihrer Rasse willen unterdrückt, verschleppt, gequält und getötet wurden. Diese Anklage war lautstark und selbstsicher.

Wenige Jahre später kam ich als Fulbright-Student in die USA. Und jetzt wurden in meiner Umgebung Menschen wiederum aus rassistischen Gründen wie *underdogs* behandelt. Und ich wusste, dass meine Anklagen von 1945 nichtig waren, wenn ich jetzt nicht handeln, Flagge zeigen würde.

Vor dem Hintergrund dieser Solidarität ist der Titel »*Nennt mich nicht Nigger*« konkret gemeint. Aber es wäre ein Missverständnis, wollte man ihn nur auf die Situation der rassischen Minderheiten in den USA beziehen. Der Titel steht auch für andere Mitmenschen, die um ihrer Rasse, um ihres politischen Bekenntnisses, ihrer Herkunft, ihrer Religion willen verfolgt werden.«

Bereits die Titel der 24 Erzählungen der Erstausgabe von »*Nennt mich nicht Nigger*« geben Hinweise auf den Einfluss anglo-amerikanischer Literatur: Sie lesen sich wie eine short-story-Sammlung amerikanischer Autoren, knapp und prägnant machen sie neugierig und verweisen auf den jeweiligen Inhalt der wenigen Textseiten, ohne etwas vorwegzunehmen.

Josef Reding hat sich bereits in sehr jungen Jahren mit Haut und Haar der Kurzgeschichte *verschrieben*, mit ihr und durch sie wurde er ein anerkannter Autor. Er blieb dem Genre *bedingungslos treu*, man darf ihn darin getrost einen wahren Meister nennen.

Sein christlich geprägtes Mitfühlen und Mitleiden und sein literarischer und gleichzeitig auch *handfest* praktizierter Einsatz für Minderheiten, Missachtete und Benachteiligte bleibt während vieler Jahrzehnte schriftstellerischen Schaffens von ebenso dauerhafter Beständigkeit wie sein »*Bekennnis zur Kurzgeschichte*«.

Josef Reding wusste seine Haltung auch in späteren Texten, die nicht mehr in den USA, sondern in Lateinamerika, Asien, Afrika und natürlich in Deutschland und dort vor allem im Ruhrgebiet spielen, immer wieder eindringlich und ehrlich zu vermitteln. In seinen Worten: »Die menschenunwürdige Behandlung eines Gastarbeiters bei uns wiegt nicht leichter als die Diskriminierung eines Farbigen in anderen Regionen.«

Und umgekehrt: So sind viele Geschichten, die er unter dem Titel »*Nennt mich nicht Nigger*« über zwei Jahrzehnte lang in anderer Zusammenstellung und umfangreich erweitert (auch bei anderen Verlagen) veröffentlicht, nicht nur für die Dekaden von 1955 bis 1975 hochaktuell. Über diesen Zeitraum hinaus bleiben Redings *short stories* aus dem ersten Jahrzehnt der jungen Republik realistisch und authentisch, bleiben Partei ergreifend ehrlich, berührend, eindringlich und leider zeitlos. Gleichzeitig weisen sie aus der Beschränkung bundesrepublikanischer Wirklichkeit der frühen Nachkriegsjahre hinaus, öffnen den Blick des Lesers endlich wieder *neu auf die Welt ringsum* und werden zu literarischen Zeugnissen für die einfache Einsicht, dass Missachtung und Unterdrückung viele Farben und Facetten hat und dass zu allen Zeiten an allen Orten »der Sprachlose des Sprechers bedarf«, wie Reding es formuliert.

An exponierter Stelle demonstriert er dies immer wieder: Nach dem Aufenthalt in den USA arbeitet er 1955/56 ein Jahr freiwillig im Grenzdurchgangslager Friedland, wo er zum Chronisten der Schicksale der Flüchtlinge und Spätheimkehrer wird, danach drei Jahre in Lepragebieten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Später wird er Mitglied der Synode der Bistümer der Bundesrepublik.

#### Ein großes Œuvre, ein bescheidener Mensch

Nicht nur in seinen Kurzgeschichten, auch wenn es um die eigene Person und sein Selbstverständnis als Autor geht, zeigt Josef Reding große Bescheidenheit und Dankbarkeit. Das Exemplar einer späteren Ausgabe von »*Nennt mich nicht Nigger*«, das ich für diesen Aufsatz in der Hand halte, trägt die Widmung: »Für Fritz Hüser mit Dank!« In einem späten Interview erwähnt Reding ausführlich die Dortmunder Gruppe 61, der er angehörte, wobei er sich bescheiden in einer Nebenrolle sieht. Gleichwohl hat er auch hier seine Verdienste als engagiertes Mitglied und langjähriger Sprecher des Schriftstellerverbandes.

Die Erstausgabe, aber auch die 1978 unter dem selben Titel im Bitter Verlag erschienene, veränderte und erweiterte, 57 Erzählungen umfassende Sammlung von »*Kurzgeschichten aus zwei Jahrzehnten*« widmet er in Dankbarkeit seinen Lehrern Dr. Walther Küper und Alfred Reinholdsmann.

In seinem Vorwort gibt Reding einen Einblick in sein Denken, Fühlen und Schreiben und liefert schlüssige Begründungen, Erklärungen, Reaktionen und Einschätzungen seiner Arbeit auf dem Gebiet der Kurzgeschichte. So schreibt er über Aktualität und Wirkung seiner Texte, begründet Auswahl und Titel ebenso wie den klugen Verzicht auf mögliche Einteilungen, beispielsweise nach *Sachgebieten* oder *geografischen Schauplätzen*, die leicht möglich gewesen wären. Nach seiner Meinung waren Szenarien und Menschen stets auch anderswo vorstellbar, die behandelten

Probleme zu vielschichtig und zu komplex und somit nicht einteilbar.

Für sein literarisches Gesamtwerk erhielt Josef Reding zahlreiche Preise, u.a. den Preis für junge Literatur des Landes Nordrhein-Westfalen, den Rom-Preis Villa Massimo, den Annette von Droste-Hülshoff-Preis, den Preis der europäischen Autorengemeinschaft KOGGE, den Preis für die beste Kurzgeschichte und den Literaturpreis Ruhrgebiet. Dass eine Hauptschule in Holzwickede im östlichen Ruhrgebiet bereits zu Lebzeiten seinen Namen trägt, betrachtet er als Ehre und Auszeichnung, gleichzeitig als Verpflichtung, hier jungen Menschen seine Ethik und Moral nahezubringen und ihnen etwas zu vermitteln von seinem Credo der Humanität, der Aufklärung, des Wachrüttelns und des Nichtwegschauens.

Werner Schulze-Reimpell würdigt Redings Verdienste um die Kurzgeschichte in der »Deutschen Allgemeinen Sonntagszeitung«: »Kurzgeschichten fassen in einem Augenblick ein ganzes Leben wie unter einem Brennglas zusammen, bannen in eine einzige Situation ein Lebensschicksal. ... Ein in unserer Gegenwartsliteratur schier vergleichsloser Meister dieser Form ist der Westfale Josef Reding. Redings Short-Stories werden gänzlich unpräntiös erzählt, ohne formale Verfremdung und aufdringliche Literarisierung, dafür mit einem hohen Maß von Authentizität, wie unmittelbar vor Ort recherchiert. Vor allem stimmen seine Menschen, ihre Sprache, ihre Art, sich zu geben und zu reagieren ...«

Johannes Rau in seiner Laudatio zum Comenius-Preis, den Reding 2001 erhielt: »Meist sind es die Menschen im Schatten, die Josef Reding interessieren. Er erzählt von ihnen, einfühlsam, doch nie sentimental; nüchtern, aber nie ohne eine Spur von Hoffnung und immer mit leisem Humor ...«

Sein Werk stehe in engem Zusammenhang mit den sozialen und gesellschaftlichen Realitäten und sei immer begleitet von einem Appell an das soziale Gewissen, würdigte die Stadt Dortmund ihren Autor am 20. März 2014 zu seinem 85sten Geburtstag.

### Begegnungen mit Josef Reding

1981 – ich war Mitglied der Bergkamener Werkstatt im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt – erhielt ich für einen Gedichtzyklus einen kleinen regionalen Förderpreis. Jurymitglied Josef Reding hielt die Laudatio im örtlichen Studio Theater. Ich freute mich über seine ermunternden Worte, wusste diese schöne Bestätigung jedoch nicht hinreichend einzuordnen und zu würdigen.

Ein knappes Jahr später rief Reding an, um mir mitzuteilen, dass ich als vierter im Bunde vorgesehen sei für eine Hörfunksendung »*Dichter aus dem Ruhrgebiet*« in der Sendereihe »*Land und Leute*« des WDR. Er kenne ja bereits Gedichte von mir und könne sich ein Bild machen, ich möge ihm deshalb nur noch ein paar persönliche Daten zukommen lassen, er werde die Sendung moderieren und die vier Ruhrgebietsautoren vorstellen.

Es ging um Lyrik, und die drei wesentlich bekannteren Autoren neben mir waren Elke Oertgen, Liselotte Rauner und Kurt Küther. Die Aufnahme der Texte im WDR-Studio war rasch im Kasten. Ich war stolz und glücklich, freute mich über unser Zusammentreffen, das gemeinsame kleine Hörfunk-Projekt mit den bekannten AutorenkollegINNen und über die erneute Begegnung mit Josef Reding. War er es doch, der meine Gedichte für gut genug befunden hatte und mich hier mitmachen ließ. Eine erneute Bestätigung, wie ich fand; ich fühlte mich angespornt und bewarb mich noch einmal um den Bergkamener Literaturpreis, der mir abermals zugesprochen wurde

Bei der Ausstrahlung der Sendung am 2. Mai 1983 freute ich mich über Josef Redings Vorstellung meiner Gedichte. Ich sah mich bestätigt, fühlte mich zwischen den drei gestandenen KollegINNen gut aufgehoben und fand, dass Josef Redings ungekünstelte und ehrliche Anmoderation gut zu meinen schlichten Ruhrgebietstexten passte. Einen Monat später brachte die Sendung »Land und Leute«, auf die ich durch Josef Reding überhaupt erst aufmerksam geworden war, ein Portrait Ernst Meisters. Keine schlechte Gesellschaft, dachte ich. Schön, was das Radio damals alles sendete und möglich machte.

Mein flüchtiger, leider nur oberflächlicher und auf wenige Gelegenheiten beschränkter Kontakt zu Josef Reding riss nicht ab: im Jahr darauf war ich zusammen mit dem Unnaer Autor Gerhard Rademacher Herausgeber der Anthologie »Im Autobahnkreuz«, die 1984 anlässlich der Gründung als erste Veröffentlichung des Westfälischen Literaturbüros Unna erschien. Darin vertreten waren 24 Autorinnen und Autoren der Hellweg-Region mit ihren Geschichten und Gedichten, unter ihnen Josef Reding mit einer satirischen Kurzgeschichte, die prima in unser Humorkapitel passte und den langen Titel trug »*Ich bete an die Macht der Linie oder Aufstieg und Fall des Linienrichters Jonas Klucks*«. Als ich den kleinen Text in diesen Tagen noch einmal las, stellte ich fest, dass seine Kernaussage auch nach über dreißig Jahren aktuell und gültig ist: Sport und Politik und ihre auffälligen Parallelen, wenn Richtung und Linie verloren gehen.

Mehr als zwanzig Jahre nach unserem ersten kurzen Bergkamener Aufeinandertreffen fragte ich Reding – einen besseren *Fürsprecher* konnte ich mir nicht vorstellen –, ob ich für den Klappentext meines *Lyrikbandes* »*Lieder vom Löwenzahn*« seine Worte verwenden dürfe, mit denen er meine Gedichte im WDR anmoderiert hatte.

Dazwischen sah ich ihn stets nur flüchtig, vor allem in den 1980er Jahren, als sich die Gruppe Südwestfalen des Schriftstellerverbandes in Dortmund traf.

Josef Reding war wort- und federführend bei den Versammlungen dabei, seine Meinung galt und hatte Gewicht. Als einer der älteren und bekannteren Autoren in unserem Kreis wurde er, ausgleichend, abwägend und klar strukturiert wie er war, von den meisten sehr geschätzt und respektiert.

Christ, Pazifist, Humanist

Mich hatten zunächst die Kurzgeschichten aus »*Nennt mich nicht Nigger*« beeindruckt. Dabei dürfen spätere Erzählbände nicht unberücksichtigt bleiben. »*Wer betet für Judas?*«; »*Allein in Babylon*«; »*Papierschiffe gegen den Strom*«; »*Reservate des Hungers*«; »*Ein Scharfmacher kommt*« lauten die Titel weiterer Bände im Bitter Verlag, in denen er für sein großes Thema immer wieder neue Schauplätze, Konstellationen und Varianten findet.

So spielen viele der 25 Erzählungen der 1967 erschienenen Sammlung »*Ein Scharfmacher kommt*« im Ruhrgebiet. Eindringlich prägnant und unverwechselbar spiegelt Reding in ihnen Menschen und gesellschaftliche und politische Verhältnisse in der im Umbruch befindlichen Industrieregion. Pazifismus, Humanität, Nächstenliebe, Solidarität und Toleranz bleiben für Reding gelebte und selbstverständliche Bürgertugenden, die er moralisch glaubwürdig vertritt. Beliebiger, modisch Gängiger und Gefälliger zählt nicht und bleibt außen vor. In diesem Sinne bleiben Redings Texte hochpolitisch, und in Zeiten, in denen Literatur und Kommerz eher eine untrennbare Allianz bilden als Literatur und Moral oder Literatur und Politik. So fällt es in Zeiten, in denen das vermeintlich Unpolitische überwiegt, nicht schwer, sich Redings Partei ergreifenden Arbeiten würdigend zu nähern.

Menschen und Szenarien bleiben darin real, Identifikation ist jederzeit möglich; Erlebtes, Erfahrenes, Empfundenes und Beobachtetes *beschreibt* er ungeschönt und ungekünstelt, sodass es als deckungsgleich empfunden wird im Sinne von *Genau so ist es!*

Christliche Ethik als moralisches Fundament, dazu das Ruhrgebiet als geografische und *menschliche* Heimat, sind die Wurzeln, Fixpunkte und Richtschnüre, mit denen Redings Schreiben verknüpft ist. Kindheit und Jugend sind geprägt von der verbrecherischen Ideologie des Hitlerfaschismus, Redings Korrektiv und Gegenpol bleibt die christliche Religion, die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche.

Zwischen diesen Polen bestimmt der Alltag das Leben des jungen Josef Reding: die kargen, bescheidenen, häufig unsicheren und bedrückenden Lebensbedingungen im Arbeitermilieu des Ruhrgebiets; von hier aus richtet sich sein Blick auf die Unterdrückung der Schwarzen in den USA, auf die Flüchtlinge und Heimkehrer in Friedland und auf Not, Elend und Verfolgung überall auf der Welt.

Im Zentrum steht der Einzelne, der *Mitmensch*, wie Reding es formulieren würde. Diese Einzelnen liefern mit ihrer Identität und ihrem jeweiligen sozialen Umfeld die eindrucksvollen Skizzen und Portraits zu seinem literarischen Kosmos; die Menschen des Ruhrgebiets, Flüchtlinge und Heimkehrer in Friedland, Bewohner der Schwarzenviertel New Yorks und der Slums und Favelas Nairobis oder Sao Paulos als eindringliche Bilder und unverwechselbare literarische Mosaiksteine. Dabei wird Redings Selbsterfahrung und Beobachtung dauerhaft *gefüttert* und *befeuert* durch Erkenntnisse und Einsichten aus unmittelbarer mitmenschlicher Verantwortung. Nur dadurch vermag er letztendlich ein ambitioniertes und aufrüttelndes *soziales Gesamtgemälde* zu schaffen.

In wenigen Aufsätzen und Sachtexten über das Ruhrgebiet – wie »*Bauen allein genügt nicht*« oder »*Faszination einer*

*Werkstättenlandschaft*« – kommt er stellenweise nicht über gängige Klischees hinaus. Dies mag ein Beleg dafür sein, wie schwer greif- und umsetzbar – und folglich auch kaum allgemeingültig – Gesamtanalysen einer so komplexen und zugleich ausufernden Städte- und Industrielandschaft mit ihren unzähligen Erscheinungsformen bleiben müssen – auch für jemanden, der sich bestens auskennt. Dies schmälert die Aussagen seiner *stories* nicht, und Veränderungen, soziale Konflikte und Problemfelder, die es so nur im Ruhrgebiet gibt, bleiben für Reding zentrale Themen. Ob eine Geschichte nun in Bottrop oder Bochum spielt, oder in Friedland, Mexiko, Indien, Namibia oder Hiroshima: immer schreibt Reding aus sozialer und zutiefst christlicher Haltung und Verantwortung. Authentizität zeichnet ihn und zeichnet seine Kurzgeschichten aus und macht ihn zu einem wichtigen Schriftsteller weit über die Region hinaus.

Ein Jahr bevor »*Nennt mich nicht Nigger*« erscheint, veröffentlicht der Recklinghausener Georg Bitter Verlag Redings Dokumentation »*Friedland-Chronik der großen Heimkehr*«. Eine andere Sozialgeschichte der Verratenen und Vergessenen, der Übersehenen, Einsamen und Mühseligen, die er da 1955/56 in der Baracke C3 des Lagers Friedland niederschreibt.

Aus Redings aktueller Lagersicht wird eine umfangreiche Dokumentation der Kriegsgefangenschaft, eine Chronik der vergangenen zehn Jahre, wenn man die Zeit des 2. Weltkriegs nicht mitzählt. Die Leiden ehemaliger Soldaten in russischen Kriegsgefangenenlagern werden dokumentiert, Gefühle, Hoffnungen, Sehnsüchte, Enttäuschungen, Brüche und Verluste der vom Kriegsgeschehen verschlagenen Flüchtlinge und Heimkehrer bei ihrer Ankunft in Deutschland ebenso wie die Arbeit der freiwilligen Helfer im Lager Friedland.

Dabei fällt der Blick auch nach *draußen* und nach *oben* zu den wenigen Mächtigen, die Leiden, Not und Tod so vieler

an vorderster Stelle zu verantworten haben. Zum Beispiel wenn Stalin, Roosevelt und Churchill im Februar 1945 in Jalta über den Sieg beraten, während sich Hitler in Berlin bereits in seinen Führerbunker verkrochen hat und von dort immer noch wahnsinnige Befehle gibt.

Ein Übereinkommen dreier mächtiger Männer mit Folgen für Millionen. Ein »*Da! Zwei Yes!*«, wie Reding es in seiner Friedland-Chronik mit knappen Worten beschreibt: »Man lächelt wieder leichthin und kameraverbindlich bei diesen drei Ja. Es lächeln nicht: 13 Millionen Menschen, die durch dieses Ja wurzellos werden. 13 Millionen Männer, Frauen und Kinder, die in den großen Treck unserer Zeit geschickt werden. Und durch dieses Ja werden im Vokabular der Zeit einige Worte häufiger als sonst gebraucht: Hunger, Tränen, Schänden, Plündern, Foltern, Flüchten, Leiden. Und Sterben, Sterben, Sterben.

Durch ein Ja, bei dem drei Männer lächeln.«

Zehn Jahre später reist ein alter Mann nach Moskau. Adenauer verhandelt und erreicht ein Abkommen mit dem russischen Ministerpräsidenten Bulganin und Nikita Chruschtschow. Im Oktober 1955 betreten die ersten deutschen Kriegsgefangenen, die nach den Verhandlungen im Kreml frei werden, westdeutschen Boden und landen als *Spätheimkehrer* in Friedland, wo Reding zu ihren Chronisten wird. Indem er er einzelne Menschen und deren Schicksale in den Mittelpunkt rückt, arbeitet er die Jahre dunkler deutscher Vergangenheit exemplarisch auf mehreren Ebenen auf. Es sind Unschuldige und Opfer, Hilflose und Ohnmächtige ebenso wie Mitläufer und Hineingeratene, Täter und Unterstützer, Befürworter, Mörder und Kriegsverbrecher. Was sie in russischen Gefangenenlagern und später im Lager Friedland letztlich vereint, ist ihr persönliches Schicksal, ist ihr Menschsein.

»Aus einem Zuhörenden wurde im Lager Friedland ein Aufzeichner, ein Chronist«, merkt Reding über seine Arbeit an. »Ich begann das Buch Friedland aus der Fülle des Mate-

rials zu komponieren. Dabei galt es, sich auf Wesentliches zu beschränken, Wiederholungen zu vermeiden.«

So schafft er ein umfangreiches *document humain*, das ohne Pathos und falschen Zungenschlag daherkommt und ein christliches und vor allem menschliches Zeugnis liefert, auch dafür, dass »das in diesem Buch authentisch geschilderte Leid wiederum entstanden ist durch Leid, das anderen Völkern durch Deutsche zugefügt wurde«, wie er 1985 im Vorwort der dritten Auflage betont. In diesem Sinne ist die Lagerdokumentation *Friedland* vor allem auch ein *Friedensbuch*.

Josef Redings Themenspektrum bleibt breit gefächert, fast immer dreht es sich um Ausgestoßene, Verfolgte, Vergessene, Erniedrigte, Entrechtete. Er schreibt über massive und akute Daseinsgefährdungen und nennt ihre Ursachen beim Namen. Sein Mitfühlen und Mitleiden gilt den Notleidenden Afrikas und Asiens ebenso wie den Kriegsgefangenen in Workuta, gilt der Not der Flüchtlinge und Heimkehrer in Friedland ebenso wie unterdrückten Menschen in den USA und Lateinamerika oder den *kleinen* Leuten im Ruhrgebiet. Auch in Texten, die nicht dort angesiedelt sind, setzt er der Region Ruhrgebiet und ihren Menschen ein literarisches Denkmal. Redings Humanismus bleibt dabei nie abstrakt; streitbar prangert er menschenunwürdige und lebensfeindliche Verhältnisse an und nennt das Inhumane beim Namen.

Gewohnt Alltägliches wird in knappen, spröden Sätzen zur Sprache gebracht – eine Sprache, die er als junger Mensch in den *short stories* der Amerikaner fand, die aber auch typisch ist für seine Kindheit im Ruhrgebiet: Fixpunkte, die sein Leben und seine Literatur bestimmen.

Sprache als Mittel der Zweckmäßigkeit, illusionslos, sachlich nüchtern, verknappt, sparsam, unterkühlt. Gleichzeitig atmosphärisch dicht, zielstrebig, gradlinig, mitunter dramatisch. Die literarischen Formen, die Reding dabei wählt, beschränken sich nicht auf Kurzgeschichte, Dokumentati-

on und Reportage. Zu seinem Werk gehören Gedichte, Gebete und Lieder, die mit schlichten Worten ebenso von Pazifismus und Menschlichkeit, von Nächstenliebe und christlichen Glauben künden wie seine Prosa.

Dass er nie zu Romanen und längeren Formen fand, ist zu respektieren und nicht zu kritisieren. So urteilt Martin Beheim-Schwarzbach 1961 in einer Rezension von »*Allein in Babylon*« in »Die Zeit«, Hamburg: » ... ich habe lange keine Geschichten ... gelesen, bei denen in quantitativ so wenig Handlung und Gespräch soviel heftiges, schroffes Bekenntnis gelegt wäre – was ja wohl bedeutet: in denen soviel Dramatik steckte, wobei man sich zur Bewunderung und Anerkennung darob genötigt sieht, dass der Autor so gründliche Effekte nicht breiter ausspinnt, auf die Gefahr hin, dass ihm – zu Unrecht! – gesagt werden würde, er hätte ›mehr‹ daraus machen sollen. Nun, das ist eben das Bestechende dieser Stücke, ... dass sie aus massivsten Blöcken sowenig hermachen, wie es nur geht – quantitativ, wohlgemerkt.«

Ein Urteil, dem man sich anschließen kann. Knappheit und Kargheit bestimmen Redings Texte und bleiben – neben handfestem Anpacken, aktivem Einsatz und Engagement – prägend und unverwechselbar. Dabei zweifelt Josef Reding durchaus, ob schriftstellerische Arbeit, mag sie noch so engagiert sein, etwas bewirken kann:

noch schreiben?

Aus dem fremden  
perforierten himmel  
fädelt sich müdes wasser.  
schreib so nicht!  
schreib:  
es regnet.  
das bekommt  
der sprache.  
oder schreib:

es regnet  
und der da  
hat kein  
dach.  
das bekommt  
dem,  
der kein  
dach hat.  
oder:  
schreib nichts  
mehr.  
bau ein dach!

Josefs Redings schlichte Gedichte sind Bekenntnis und Gebet, Wachrütteln und Mahnung, Lieder und Bitten, Reizworte und Widerworte, sind Aufruf und Agitation. Mitunter Kindergedichten ähnlich, sind es Friedensgedichte im besten Sinne. Zu erwähnen sind auch Kinder- und Jugendbücher wie »*Silberspeer und Roter Reiher*«, »*Gutentagtexte*« oder »*Tiere sprechen dich an*«. Über allem stehen seine Kurzgeschichten; auch aus heutiger Sicht bleibt er ein Meister dieses Genres.

Als kritischer Autor und Chronist arbeitet er mit Auge, Hand und Herz – dabei denkt er weiter und schaut genauer hin als andere.

In einer von Verwerfungen und Katastrophen heimgesuchten Welt, mit ihren ungeheuerlichen Gegensätzen zwischen Arm und Reich, mit ihren breit gestreuten Krisen- und Kriegsgebieten und nicht abreißenden Flüchtlingsströmen bleiben Redings Themen und Wirken, bleiben sein Humanismus und seine literarische Arbeit hochaktuell, egal wo und in welcher Form Missachtung und Unterdrückung, Verfolgung und Krieg ihre hässlichen Fratzen zeigen.

## Textnachweise

*Banditen karten um den Kopf; Der Mann, der Pater Leppich heißt; Stalin und der alte Mann.* In: *Friedland, Chronik der großen Heimkehr.* Recklinghausen: Paulus-Verlag 1956 – *Schuhputzstand in Manhattan; Jerry in Harlem; Nennt mich nicht Nigger; Das Urteil des höchsten Richters.* In: *Nennt mich nicht Nigger.* Recklinghausen: Paulus-Verlag 1957 – *Mühsam stirbt der Schnee; Zungen wie von Feuer; Ein dreckiger Fluss; Wer betet für Judas?* In: *Wer betet für Judas?* Recklinghausen: Paulus-Verlag 1958 – *Es riecht nach Nacht.* In: *Nennt mich nicht Nigger,* Recklinghausen: Paulus-Verlag, erweiterte Neuauflage 1960 – *Kranker Hafen Soledad.* In: *Allein in Babylon.* Recklinghausen: Paulus-Verlag 1961 – *Friede: Papierschiffe gegen den Strom,* Recklinghausen: Georg-Bitter-Verlag 1963 – *Karatschi, 6. November 1960; Mayo-Ouldeme, 15. Februar 1962; Santiago de Chile, 5. August 1963.* In: *Reservate des Hungers* (Tagebuchskizzen aus Indien, Afrika und Chile). Recklinghausen: Georg-Bitter-Verlag 1964 – *Früher Schnee in Valepavro.* In: *Zwischen den Schranken.* Baden-Baden: Signal-Verlag 1966 – *Ein Scharfmacher kommt.* In: *Ein Scharfmacher kommt.* Recklinghausen: Georg-Bitter-Verlag 1967 – *Meine Stadt; Und dazwischen die Emscher.* In: *Menschen im Ruhrgebiet.* Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1974 – *Ich bete an die Macht der Linie oder Aufstieg und Fall des Linienrichters Jonas Klucks.* In: *Im Autobahnkreuz.* Essen: Klartext-Verlag 1984 – *Kein Wein mit Schaum für Agostino.* In: *Heimat ist dort, wo du dein Geld verdienst.* Dortmund: Weltkreis-Verlag 1988 – *An der Stalltür; Der Befund.* In: *Lesebuch* (zum 65. Geburtstag des Autors). Recklinghausen: Georg-Bitter-Verlag 1994 – *noch schreiben; ruhr entlang; wir verlegen kurzerhand ...; wertzuwachs; geht zu den ställen heute nacht; den wind mag ich ...; herr brockstiepel und die beine seines sohnes; herr brockstiepel nimmt zur kenntnis; herr*

*brockstiepel hält sich aus allem heraus, ein hallelujah dem asphalt.* In: Asphaltgebete, Würzburg, Echter Verlag 1999.

#### Bildnachweise

S. 11: Foto: Fred Meinen, 1960 – S. 22, 134, 142: Fotos privat; Abb. aus Josef Reding: »Es fällt in mich ein.« Aus der Werkstatt eines Schriftstellers. Stuttgart 1986 – S. 80, 93: Westfalenspiegel – S. 121: Abb. aus Josef Reding: Und die Taube jagt den Greif. Kurzgeschichten für heute. Freiburg 1985.

## Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59).